

FESTHEFT FÜR DIE HOCHSCHULKURSE

487040

Wstland

Zeitschrift für die Kultur
❖ der Ostdeutschen ❖

JAHRG. III, NR. 22 / II. AUGUST-HEFT 1921

BCU Cluj / Central University Library Cluj

INHALT:

DR. RICHARD CSAKI ZUM ZWEITEN DEUTSCHEN
FERIENHOCHSCHULKURS IN HERMANNSTADT

DR. HEINRICH SIEVEKING DIE ERSCHÜTTERUNG
DER MATERIALISTISCHEN GESCHICHTSAUFFASSUNG

EGON HAJEK DAS PESTHEMD

O. FR. KRASSER DREI GESCHICHTEN

KARL BERNHARD GEDICHTE

POLITIK UND VOLKSWIRTSCHAFT

KRITIK DES TAGES / LITERATUR / THEATER, MUSIK
UND VORTRAGSWESEN / BILDENDE KUNST / VEREINE

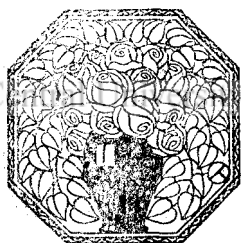
KUNSTBEILAGEN: *FRITZ KIMM*: ZWEI FEDERZEICHNUNGEN

BEI W. KRAFFT HERMANNSTADT

herausgegeben von der Modernen Bücherei

„Ostland“

Zeitschrift für
die Kultur der
Ostdeutschen



Herausgegeben von der:
Modernen Bücherei
Geleitet von Dr. R. Esaki

„Ostland“ erscheint monatl. zweimal
und ist zu beziehen durch
alle Buchhandlungen, Zeitungsverleiher und
durch den Verlag W. Krafft in Hermannstadt
Preis: Dauerbezug L 4.50, Einzelverkauf L 5



Fritz Kimm: **Badende**

Ostland

Zeitschrift für die Kultur der Ostdeutschen

Jahrgang III, Nr. 22 — Zweites Augustheft — 1921

Zum zweiten deutschen Ferienhochschulkurs in Hermannstadt

Das Bild des zweiten Hochschulkurses ist um eine Note reicher geworden: Professoren und Hochschüler aus dem deutschen Mutterlande und aus Deutsch-Osterreich tauchen als bedeutungsvolle Gäste auf.

Damit rückt auch unsere Arbeit aus dem engeren Rahmen des Deutsch-tums in Groß-Romänien in eine weitere, großzügigere Perspektive.

Zu der Grundaufgabe unserer Kurse, die kulturelle Angliederung der Deutschen in Romänien auf dem Boden ernster geistiger Arbeit anzubahnen, tritt in diesem Jahre eine zweite: den unmittelbaren Anschluß wieder zu finden zu den Wurzeln unserer geistigen Existenz, zur deutschen Wissenschaft und Kultur.

Nicht Gedanken des Gegensatzes zu dem Staate, dessen treue Bürger wir sind, können es sein, wenn wir in diesen Tagen mit warm aufwallendem Gefühl unseren Stammesgenossen die Hand entgegenstrecken. Im Gegenteil! Indem wir hier die deutsche Wissenschaft in ihren hervorragendsten Vertretern, den deutschen Universitätsprofessoren, zu Worte kommen lassen, wollen wir den völkerveröhnenden Wert der deutschen Gelehrtenarbeit betonen. Wir wollen durch die Verbindung, die wir zwischen unserem Vaterlande und den Mittelpunkten des geistigen Lebens im Westen herstellen, unseren Beruf als Kulturbringer und -vermittler betonen. Wir Deutsche im Osten müssen mit allen Kräften darnach streben, unserer zweifachen Kulturaufgabe gerecht zu werden: uns selbst eine bodenständige, den Stempel einer besonderen Eigenart tragenden Volkskultur zu schaffen bzw. zu bewahren, dabei aber im Sinne unserer extensiven Berufung mit dem geistigen Leben draußen annähernd gleichen Schritt zu halten.

In diesem Sinne wollen wir in die Arbeit des zweiten deutschen Ferienhochschulkurses eintreten! In diesem Sinne begrüßt auch die Schriftleitung „Ostland“ alle Gäste von nah und fern.

Dr. Richard Csaki

Die Erschütterung der materialistischen Geschichtsauffassung

Von Professor Dr. Heinrich Siebeking-Zürich

Zeiten großer Umwälzungen bringen auch Umwälzungen im Reiche der Gedanken hervor. Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als müßte der Sturz einer durch lange Überlieferung gefestigten Macht vor allem die Gedankenmassen mit herabreißen, die dieser Macht zur Stütze dienten. Bei näherem Zusehen zeigt sich im Gegenteil, daß ein äußerer Zusammenbruch den traditionellen Ideen zu einem Wiederaufleben verhilft, während die Gedanken, die den Umsturz vorbereiteten, dadurch, daß die tatsächliche Entwicklung ihnen nur eine höchst unvollkommene Erfüllung gewährt, vielmehr die Grenzen ihrer Berechtigung aufdeckt, gerade am schwersten erschüttert werden.

So war es im Verlaufe der französischen Revolution. Jubelnd wurde sie von der Aufklärung begrüßt, die, nachdem sie alle die geistigen Fesseln gelöst, in ihr die Erfüllung ihres Programmes im gesellschaftlichen Leben erblickte. Wie die Vorurteile, so sollte jetzt der ganze Schutt veralteter Einrichtungen und Rechte, die allein den Menschen unglücklich machten, fortgeräumt und das Reich der Vernunft ausgerichtet werden. Es zeigte sich aber, daß die Aufklärung, die von der natürlichen Güte und dem natürlichen Verstand des Menschen ausgegangen war, sich getäuscht hatte. Nur in einigen schön stillierten öffentlichen Rundgebungen lebte ein solcher Geist. Im Zeitalter des Fallbeils, des Bürger- und Eroberungskrieges sah Frankreich vielmehr jene Parteilidenschaft, die das Mittelalter erfüllt hatte und über die der Weise der Aufklärungszeit sich so hoch erhaben gefühlt hatte, in ihrer wildesten Verzerrung. Das schließliche Ergebnis der Revolution

war der Zusammenbruch der Aufklärung. Überall suchte die Romantik den Sinn für die unverständlich gewordenen alten Formen zu wecken. Kirche und Staat erlebten eine Erneuerung, die sie auf veränderter Grundlage zu viel machtvolleren Gebilden werden ließ als in jenem 18. Jahrhundert, wo das Individuum von ihrer allmählichen Beseitigung geträumt hatte. Bewußt wandte man sich von der Mechanisierung der Gesellschaft, wie sie die Aufklärung gepredigt hatte, zu dem organischen Leben in kirchlicher und staatlicher Gemeinschaft.

Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts war immerhin nur das Werk weniger führender Geister. Sie erfasste die Gelehrten, den Adel, die Spitzen des Bürgertums. Die Masse blieb traditionellisch gebunden. Allein die Verhältnisse, welche die politische Umwälzung geschaffen, erzogen ein neues Geschlecht. Die Neuordnung in der Agrarverfassung, dann auch im Gewerbe nahm die Stützen konventionellen Wirtschaftens und ließ nur den rationell rechnenden Unternehmer aufkommen. Die Masse des Bürgertums wurde jetzt Träger einer neuen Aufklärung, die die Ideen des 18. Jahrhunderts nicht wesentlich vertiefte, aber sehr verbreitete. Hatte in Deutschland Reimarus eine Kritik der Offenbarung geschrieben, die er nur den nächsten Freunden zeigte und von der Lessing nur Fragmente veröffentlichen durfte, so schrieb jetzt Strauß sein Leben Jesu, das ihm eine Professur eintrug, gegen die sich freilich die Züricher Landschaft wehrte. Nicht nur in der Ausdehnung der bürgerlichen Freiheit, wie sie die Jahre 1830 und 1848 brachten, sondern vor allem

in der gesellschaftlichen Umwälzung, wie sie das neue Wirtschaftsleben mit sich führte, zeigten sich die Erfolge dieser Bewegung. Wie jubelte man den Errungenschaften der Technik zu, der völkerverbindenden Eisenbahn, den die Natur zwingenden Schloten, der das unbehilfliche Ubbild in wirklicher Naturtreue ersetzenden Photographie. Und doch sehen wir gerade die Sieger in diesem Kampfe zuerst über die Folgen dieses Sieges erschüttert. Der Scheußlichkeit der modernen Kultur wird man sich zuerst in ihrer Heimat, in England bewußt, und Ruskin möchte allein dem Handwerk die Schmückung seines Lebens danken. Der verhaßten Eisenbahn dürfen seine Schätze nicht anvertraut werden. Lieber will er in einer Schubkarre sie ihrer Bestimmung zuführen. Die englischen Misses suchen dem Rauch ihrer Städte zu entgehen und in Assisi präraffaeltisch zu empfinden. Die Tochter des amerikanischen Millionärs reicht am liebsten einem ungarischen Grafen aus der Arpadenzeit die Hand. In Deutschland zertrümmert Schopenhauer das Hegelsche Reich des Intellekts und Nietzsche spottet Kants als eines alten Chinesen. Tanzend sollen wir durchs Leben ziehen, empfindend, nicht denkend. Das Bürgertum ergibt sich einer Neuronantik, berauscht sich an Wagnerschen Klängen, an Triebmenschen; gegen das mechanisierte, veräußerlichte Leben der Gegenwart wird die Vollkraft der Renaissance aufgerufen. Makartscher Pomp erfüllt die Gemächer und Lenbach stilisiert die Menschen dieser Zeit.

Inzwischen hat die Aufklärung die erwachende Arbeiterklasse ergriffen. Marx war hier ihr Prophet.

Wie die Aufklärung des Bürgertums nicht ohne weiteres die der Oberschicht aufnimmt, sondern sie selbständig nachschafft und modelt, so ist es hier. Gewiß kann man Hegel mit Kant ver-

gleichen als den Führer, der auf die Vernunft das größte Gewicht legte, im Gegensatz zu Fichte und Schopenhauer, die dem Willen, zu Schelling und Nietzsche, die dem Gefühl die erste Stelle anwiesen. Aber Hegel bedeutet dadurch einen Fortschritt gegen Kant, daß er den Entwicklungsgedanken aufnimmt und nicht die Natur, sondern vor allem die Geschichte zu deuten sucht. Sie ist ihm die Entfaltung des göttlichen Geistes. Marx sucht den Hegelschen Gedanken dadurch stärker auf den Boden der Wirklichkeit zu stellen, daß er nicht von den Ideen, sondern von den Wirtschaftsverhältnissen ausgeht. Sie sind nach seiner Meinung das bestimmende, Recht und Religion nur der Aufbau des jeweiligen Wirtschaftszustandes. Diesen Wirtschaftszustand aber kann der Mensch begreifen. In den Tatsachen liegt eine Logik. Die Wirtschaftszustände wandeln sich ab, wie die Gedanken. So wie der dialektische Prozeß von Unvollkommenheiten der Formulierung zur Herausarbeitung des Widerspruchs, schließlich zu dessen Auflösung in Erkenntnis der Wahrheit führt, so gibt es im Leben, in der Wirtschaft einen Fortschritt, der These entspricht eine unvollkommene aber ideale Wirtschaft, wie die Antithese die Negation, so muß die wirtschaftliche Entwicklung ein Erwachen bringen, das alle Scheußlichkeiten zur Tat werden läßt, das ist der Kapitalismus. Aber der Kapitalismus enthält in sich Widersprüche, und nur was vernünftig ist, hatte Hegel gesagt, ist wirklich. Gelingt es, diese Widersprüche aufzudecken, so ist dem Kapitalismus sein Todesurteil gesprochen. Und Marx glaubte im kommunistischen Manifest diese Widersprüche dargelegt zu haben: Despotie in der Fabrik, die zur Verelendung der Massen führt, daß schließlich die Gesellschaft ihre Mitglieder nicht mehr ernähren kann, und Anarchie der

Produktion, die zu stets schärferen Krisen führt, bis in der letzten Krise die wenigen noch übriggebliebenen Kapitalisten ihrerseits expropriert werden. Die Negation des Kapitalismus wird durch dessen Negation, den Sozialismus, überwunden. So ist die materialistische Geschichtsauffassung gewiß Materialismus; aber nicht ein Chaos, eine unbestimmte Materie, sondern eine von immanenter Vernunft getragene bewegt das Leben. Hat diese Auffassung sich bewährt?

Die Lage der Arbeiter in der neuen Wirtschaft, dem sich entwickelnden Kapitalismus wurde von einigen, einem Proudhon, einem Rodbertus, als Unrecht empfunden. Die Kultur schien Rodbertus gefährdet, wenn der Masse der Arbeiter nicht ein entsprechender Anteil an ihr gewährt würde. Marx lehnte solche ethische Betrachtung ab. Mit dem Sozialismus würde von selbst eine neue Kultur kommen, die umfassender sei als jede andere, da die Arbeiter ja nicht eine Gruppe mehr, sondern die ganze Gesellschaft darstellen würden. Die Entwicklung der Produktivkräfte würde von selbst die neue Wirtschaftsordnung bringen. Nicht, daß der Mensch nun einfach die Hände in den Schoß legen sollte. Bewußt würden die Massen ganz anders die neue Zeit aufnehmen. Gegen sie sich zu stemmen, sei nutzlos, aber die Führer könnten als Geburtshelfer dem neuen Leben größere Kraft erhalten. Besonnen machte Marx die Arbeiter. Er lehrte sie die wissenschaftliche Entwicklung verstehen. Der gewaltige Einfluß, den Marx vor allem auf die deutschen Arbeiter gewann, erklärt sich dadurch, daß er ihnen, die aus anderen z. B. ländlichen Zusammenhängen in den ihnen im ganzen unverständlichen Rahmen einer Fabrikunternehmung, von der sie nur einen Teil übersehen konnten, gerissen waren, das Ganze mit einem Mal so einfach ver-

ständlich zu machen schien. Und doch wandte sich Marx nicht nur an den Intellekt. Es war ein Glaube, den er entfachte. Der Glaube an den Fortschritt der Welt lag seiner Auffassung zugrunde. Primitive Organisationen sollten durch immer vollkommenerere ersetzt werden. In der Wirtschaftsverfassung entfalteten sich die Produktivkräfte, von einfacher Aneignung der Naturschätze durch Jäger und Fischer zu immer kunstvollerer und ergiebigerer Verarbeitung. Hatten die Produktivkräfte das Maß, das ihnen eine bestimmte Verfassung setzte, überschritten, so sprengten sie diese, um einer neuen, den erweiterten Produktivkräften genügenden Raum zu geben. Das vollzog sich mit naturwüchsigter Kraft. So ging es der Feudalverfassung. Sie mußte gesprengt werden, und sie wurde gesprengt. Jetzt war die Zeit der Arbeiterklasse gekommen. In einer ihr feindlichen, der bürgerlichen Welt, wuchs sie immer machtvoller heran, bis eines Tages das Kleid der bürgerlichen Ordnung ihr zu eng wurde, eine neue Ordnung herauszog, die leckte, weil sie die ganze Menschheit umfaßte; die Arbeiter waren die Masse, ergriffen sie das Ruder, mußte endlich für alle gesorgt werden. Ein stolzes Selbstbewußtsein erfüllte den Marxistischen Genossen. Marx war der Prophet der Arbeiterbewegung. In ihrer Organisation hat seine Lehre eine gewaltige Aufgabe vollbracht. Ein tragisches Schicksal will es, daß in dem Moment, wo die Lage die Arbeiter zur Herrschaft beruft, ihre Organisation zerbricht, überall stehen sich heute Menschwisten und Bolschewisten gegenüber, und ihre so einheitliche Weltanschauung versagt. Das Irrationale wird Ereignis und zeigt, daß auch die geschickteste Formel die Fülle des Lebens nicht fassen kann.

Wohl hat in dem Kriege der Kapitalismus einen schweren Stoß erlitten.

Dahin sind für Frankreich die russischen Milliarden. Dahin sind aber nicht nur Ergebnisse der kapitalistischen Wirtschaft, sondern ihre Grundlagen selbst sind untergraben, die Rechtsordnung, die über die Grenzen der Länder ging und in der Anerkennung der Freiheit der Person und des Eigentums dem Kaufmann den Weg über die ganze Welt bahnte. Langsam muß Rückkehr des Vertrauens das aufbauen, was wenig Jahre fürchterlichen Ringens im Wirtschaftskriege vernichteten. Dabei wurde es klar, daß nicht irgendwelche Produktivkräfte die Grundlage der Wirtschaft wären, die Technik zeigte sich im Zerstören fast stärker als im Aufbauen, sondern daß menschlicher Wille, durch ganz bestimmte Rücksichten gebündelt und auf eine bestimmte Bahn gelenkt, ihr Träger sei. Gewiß wird dieser Wille durch wirtschaftliche Notwendigkeiten bestimmt, aber nicht allein. Die materialistische Geschichtsauffassung stellt eine Frage, sie gibt aber nicht eine unfehlbare Antwort. Als heuristisches Prinzip hat sie die Wissenschaft ungemein befruchtet. Die Betonung des Wirtschaftlichen kannte freilich schon die Aufklärung. Für Reimarus war das Pfingstwunder unverständlich. In dem Kommunismus der ersten Christen fand er mit Rautsky den Grund ihres Zusammentretens. Das sei zu allen Zeiten der Wind gewesen, der so viele Tausende so geschwind zusammengebracht. Wie neben dem Verstande Wille und Empfindung im Seelenleben des Menschen zu stärkerer Anerkennung gelangten, so hat man in der Geschichte den selbständigen Wert von Religion und Recht, gerade durch die Marxiistische Fragestellung herausgefordert, immer stärker am Werke gesehen.

Nicht in den Dingen, in der Haltung des Menschen sehen wir heute das Treibende. Seine sachliche Einstellung er-

möglichte die moderne Wirtschaft. Woher aber diese Objektivität, nach der der moderne Mensch strebt? Gerade die Religion hat, wie Max Weber nachwies, ihn im Abendlande auf diesen Weg geführt. Unvermittelt tritt bei Marx der Kapitalist auf. Er ist da, wir fragen, wo er herkam, und sehen in dem kapitalistischen Geiste, wie ihn die Puritaner zuerst entwickelten, die treibende Kraft.

Neben den religiösen Kräften hat uns der Krieg grausam an die elementare Kraft des Völkerringens erinnert. Das war kein Krieg, in dem man sich fragen konnte, wer das bessere Geschäft machte, sondern ohne Rücksicht auf alle Kosten ging es um Sein oder Nichtsein. Nicht als ob die Wirtschaftskräfte nicht eine große Rolle gespielt hätten, aber nicht sie brachten die Entscheidung.

Zerschlagen ist der Kapitalismus, aber in anderer Weise als es der Sozialismus wollte; nicht fällt die Wirtschaft ihm wie eine reife Frucht zu; auch wo der Sozialismus einziehen kann, kommt er in verödete Hallen, findet er leere Kassen, zusammengebrochene Maschinen, und muß nun vielleicht eben mit Hilfe des Kapitalismus wieder aufbauen!

Wir verstehen es, wie vor solcher Erbschaft der Glaube der Arbeiter zerreißt. Sie, denen im Kriege schon überall größere Rücksicht widerfahren war, sehen am Ende sich vielfach als die Herren. Aber was sollen sie mit dieser so lang ersehnten Herrschaft anfangen? Statt des kunstvollen Baues ständig sich erweiternder Produktivkräfte stehen sie vor einem Trümmerhaufen, aus dem sie auch nicht mehr hervorlocken können, als andere Sterbliche. Schlecht und recht nehmen sie die Zügel in die Hand, nicht als Geburtshelfer des goldenen Zeitalters, sondern um überhaupt weiter zu kommen. Die Massen aber sehen sich nach anderem um,

als nach der wirtschaftlichen Entwicklung, die alles von selbst mit sich bringen sollte. Kann nicht ein beherzter Haufe, die Waffen in der Hand, durch Erraffung der politischen Macht mehr erreichen, als je in produktivster Arbeit? Romantischer Rausch erfasst jetzt auch die Arbeiter. Sie sehen, dem Bühnen gehört die Welt. Einzelne kühne Führer, zusammenhaltende bewaffnete Kameraden, sie können der Welt Gesetze schreiben. Das wußten die Cäsaren, das wußten die Manschuden. Die Krise des Krieges hat den wissenschaftlichen Sozialismus fortgespült, mit dem Kapitalismus zugleich die Wurzeln eines verständigen, aus ihm sich entwickelnden Sozialismus untergraben. Kühne Tat und schwärmerische Hoffnung hält allein die Arbeiter aufrecht. Kommunisten und Bolschewisten, den Romantikern unter den Sozialisten gehört im Moment der entscheidendste Teil der Arbeiterbewegung.

Die Zersetzung der materialistischen Geschichtsauffassung ist zweifellos ein Fortschritt. So geschlossen sie war, genügte sie nicht. Rief sie die Arbeiter zuerst zum Selbstdenken auf, so konnte sie gerade ihnen auf die Dauer nicht genügen. Liebkecht selbst verlangte eine organische Fortbildung des Sozialismus.

Nur wenn er von einer höheren Warte, im Namen der Gerechtigkeit, seine Forderungen stellt, vermag er dauernd die Gemüter zu fesseln und sich in der Welt zu behaupten. Druck ruft Gegenruck. Gegen die Kommunisten erhebt sich in Italien die Gewaltorganisation der Faschisten. In diesem Chaos werden die Menschen vielleicht mehr als vorher der Grundlagen des Daseins sich bewußt; nur in Erhebung über diese Welt ist Einheit und Harmonie im Glauben zu erfassen; nur bei Erwachen eines neuen Gemeinschaftsgefühles der Menschheit bleibt das Leben auf dieser Erde lebenswert; nur mit dem Arbeitswillen der Resignation ist der Aufbau möglich. Mehr wie je zeigt sich, wie Religion und Recht auch planvolle Wirtschaft erst ermöglichen.

Nicht zur Skepsis darf uns die Krise der materialistischen Geschichtsauffassung führen, sondern zur Erweiterung der Erkenntnis der menschlichen Gesellschaft, zur Würdigung ihres geistigen Aufbaues, zu selbstbewußter Erfassung dieses geistigen Kernes des Lebens, daß aus der praktischen Tätigkeit die tiefste Kraft erwächst und vielleicht eine der Menschheit würdigere Organisation entsteht.

Dem Dichter

Greif' in die Welt und ihre tiefen Träume
 hol dir hervor gleich Blumen aus der Schale,
 in deren Tau du deine heißen Wangen preßt
 und ihren Duft mit allen Sinnen trinkst,
 nicht achtend auf die blutig-roten Male,
 die Dorn um Dorn an deinen Händen läßt.
 Dann streue sie mit Lächeln in die Winde —
 Gelebt? Geträumt? — Weißt du es denn?
 Und Sorge nicht, ob sich ein anderer finde,
 der in dem Duft wie du berauscht versinkt.

Karl Bernhard

Das Pesthemd

Nach einer siebenbürgisch-sächsischen Volkslage

Von Egon Hajek

I.

Die Pestmaid

Und die Ähren flimmern; sie sonnen sich steif.
Um die Spitzen redet der goldene Reif.
Ein Sommertag, wie zur Arbeit geboren,
ein Sommertag zum Gebet beschworen.
Sense, singe Sense!

Zwölf schwere Nacken von Schweiß überbrannt,
Zwölf schwere Arme mähen gespannt.
Zwölf warme Leiber in Röte vereint.
Zwölf harte Gesellen zu Muskeln versteint.
Sense, singe Sense!

Und weiter und weiter Schnitt ab, Schnitt auf;
an ihnen steigt Brodem und Dunst hinauf.
Da wendet sich einer und blickt halb vergessen
auf die Schnur der Schwaden, die sie heute durchmessen.
Sense, singe Sense!

Doch dort, wo sich gabeln die ruhlosen Schnitte,
springt jemand heraus aus des Weißdorns Mitte
und naht ihnen winkend in tänzelndem Takt.
Ein Mädchen ist es, jezt sehn sie's, ein Mädchen und — naht
Sense, singe Sense!

Zwölf starke paar Augen, wie vom Sturm ermattet,
zwölf pochende Herzen von Schwüle beschattet
starren hin zu ihr, in der Seele versengt,
mit feuchendem Atem, der die Adern sprengt.
Sense, was singst du nicht mehr?

Ein Schrei und sie stürmen die lockende Maid.
Die öffnet die schlanken Arme weit,
doch wie? Einer stockt, der andre hält an.
Sie wagen sich nicht an das Mädchen heran.
Sense, was bist du verstummt?

Denn siehe, voll Schwären, so hold sie erschienen
voll höllischen Grimmes die lockenden Mienen.
Wie Dämmer, ein Ahnen „Um uns ist's geschehn!
Wir haben die Nackte, die Pestmaid gesehn“!
Sense, heute Sense!

Zwölf stahlblaue Sensen, in den Ähren vergessen.
 Zwölf stahlharte Kerle von Eiter zerfressen.
 Im Dorfe, was schluchzt das Glockengeläut?
 „Die Pest, die Pest hielt den Einzug heut!“
 Sense, wüte Sense!

II.

Das Märlein

In kahler Stube steht ein Kind am Fenster
 und blickt hinaus auf irrende Gespenster.
 Die Großmutter, die alte, horcht und schweigt,
 indessen draußen Tod und Teufel geigt.

„Wie Großmutter? Was will der gelbe Wagen,
 in dem sie einen fort im Leilach tragen?
 Wie Großmutter? Was fehlt der armen Frau?
 Sie rollt die Augen, ihr Gesicht wird grau.
 Was tut der böse Senser, der die Zähne bleckt
 und seine Finger nach der Kranken streckt?“ —

In kahler Stube steht ein Kind am Fenster
 und starrt hinaus auf irrende Gespenster.

„Mein Kind bleib' ruhig! Das kannst du nicht verstehn!
 Doch hast noch nie, — den Tod gesehn.“ —

„Was ist der Tod? Ei sieh doch, wie sie ringen!
 Sie reißt sich frei und doch, er wird sie zwingen.
 Er zerrt sie an den Haaren wild heran.
 O Großmutter, was hat sie ihm getan?
 Lass' helfen, rasch, noch sind sie nicht zu weit,
 wir führen sie nach Haus', wir sind zu zweit!“

„Bleib' hier, mein Kind, es wär' um dich gesehn,
 nur böser Traum ist, was du dort gesehn“.

Aus kahler Stube stiert ein Kind hinaus
 und wendet sich und schüttelt sich vor Graus.

„Schon viele Tage blieb mein Vater fort,
 ach Großmutter, wo weilt er?“ — spricht sie: „Dort.“

Verstummt bleibt Kind und Ahne, alles schweigt,
 nur draußen zu dem Tanz die Pestmaid geigt.

„Wer kann uns von dem bösen Tod befreien?
 Wird's stets so bleiben? Spricht die Ahne: „Nein.“

„Wenn einst ein reines Kind in holder Nacht
der Pestmaid zum Geschenk ein Hemd gebracht,
damit sie ihren schwülen Leib bekleide, —
dann erst verstumpft des Todesmessers Schneide.“

Es schweigt das Kind, versunken in dem Schauen
indessen draußen kollert rings das Grauen.

III.

Erlösung

In der Nacht, da alle schlafen
schreitet der Mond durch die toten Straßen
hält vor dem Stübchen und blinzelt hinein.
Großmutter und Enkel schlummern zu zwein.

Mit dem Finger pocht er und winkt,
daß es silbern in der Stube blinkt.
Leise erhebt sich vom Bettchen das Kind
und kleidet sich an mit dem Röcklein geschwind
nur das Hemd, das schneereine, legt es bedacht
über den Arm. — Draußen erschauert die Nacht.

Und der Mond legt seine Hand über die Tür,
sie öffnet sich sacht, ein Mägdlein tritt herfür,
die Tür schließt sich wieder, und drinnen bleibt Ruh,
der Mond und das Kind sie wallen zu.

„Onkel Mond, wer schreitet hinter uns her?
Seine langsamen Tritte klappern so leer.
Als ob man beinerne Würflein schüttelt,
als ob man Knöchlein im Sacke rüttelt.“

„Du irrst, mein Kind, hinter uns nur ein Schatten
stolpert mit uns über halbdunkle Matten.“
Wärmer umfaßt er des Kindes Hand.
— Doch Knochenmann folgt ihnen unverwandt.

„Onkel Mond, wie leuchtet dein Auge so gut,
du hältst mich so warm in deiner Hut.
Nie fühlt' ich sonst so freundlich dein Licht,
das so traut und weich zu uns Kindern spricht.“

Weiter wankt der Zweien Pilgerzug. —
Den Bäumen und Tieren Wunders genug.
Draußen die Pappeln in ihrem Erstaunen
erheben von Krone zu Krone ein heiliges Raunen
Und Blumen und Gräser neigen dazu
die Häupter in wonniger Gnadenruh.

Wohin sie sich nahen, neigen sich stumm
die Geschöpfe vor diesem Evangelium.

Die Äste halten Ordnung
die Gräser geben die Losung
traumschlafen. — — — — —

So trippelt die Erlösung wie durch ein Triumphtor
an dem Wasserlein, das im Murmeln selig verstummt,
dem Pesttacker zu.

„Wie wird mir, Onkel Mond, so bang.
Was stellen dort die zwölf Mähder an?
Schau, wie sie mähen, mit durchsichtigem Leib
und ihren Rücken peitscht ein gräuliches Weib?“
Zwölf schwere Nacken, vom Schweiß übermannt.
Zwölf schwere Arme zum Mähen gespannt.
Zwölf kalte Leiber in Blässe vereint.
Zwölf tote Gefellen im Mondlicht versteint.

Leise winselt die Sense. — —

Verschwunden der Mond, das Kind steht allein.
Verschwunden der Tröster in dieser Pein.
Wohin sich verstecken, jetzt kehren sie um.
Mein Kind, mein Kind, was bleibst du stumm?

Jetzt — vorwärts tappelst mit kindlichen Schritten
und steht schon unter der Pestmähdern mitten.
Die mähen den Tod und bei jedem Schnitt
fällt jemand im Dorfe ächzend mit.

„Zurück!“ — doch es zagt nicht.

„Zurück!“ — doch es wagt sich.

„Zurück!“ — ein Schleier um den Mond
flattert mit Lichtfehen. — —

Unverzagt reicht das Kind, vom Dunkel verbräunt
der Nacken das Hemd — und die Pest ist gelähmt.

Zwölf stahlharte Sensen, sie ruhen aus.
Die Pestmaid fand wieder den Weg nach Haus.
Im Dorfe, was spricht das Glodengeläut'?
Die Pest, die Pest fand ihr Ende heut'!
Hallelujah!



Fritz Kimm: **Venus Anadyomene**

Drei Geschichten

Von D. Fr. Kraffer

Eine Alltagsgeschichte

Wenn an warmen Sommertagen die Hitze gleich einer körperlichen Last auf uns liegt und erst die hellen Nächte Gedanken und Empfindungen leichter beschwingen, fällt mir oft das Schicksal eines Jugendfreundes ein, dessen Leben nach einem glänzenden Aufstieg, ein unerwartetes, plötzliches Ende fand.

Wir studierten nach gemeinsam verlebter Kindheit gleichzeitig in Berlin, als er die Liebe eines Mädchens fand, die tiefer und inniger schien, als Menschen im allgemeinen lieben können. Ich sah Nächte lang mit ihnen beisammen, wenn die Hitze des Tages noch aus dem Asphalt der Straßen dampfte, und lauschte den Tönen tiefsten Menschenglücks, die in den bedeutungslosesten Worten der beiden erklangen. Damals lernte ich verstehen, daß es eine viel tiefere und feinere Sprache gibt als das gesprochene Wort und daß die Worte nur die äußere, unwichtige Form zur Übertragung der Gedanken sind.

Die beiden suchten meinen Verkehr. Mir war nicht klar, was ihnen an meinem Umgange lag. Ich hatte ihnen nichts zu geben und bildete bloß den stummen Zuhörer ihrer Gespräche. Vielleicht war ich ihnen als solcher erwünscht, um sich so recht der Geste des großen Glückes hingeben zu können.

Ich empfand ihre Liebe als Beweis für einen tieferen Sinn des Lebens. Ich sah bei ihnen die harmonische Lösung des schwersten Problems, das unsere Jünglingsjahre erfüllte: der Liebe zwischen Mann und Frau.

Aus ihrem Verkehr schöpfte ich in einem Lebensalter, in dem erbarmungsloser Forschungstrieb alle hergebrachten Ideale verneint, den Glauben an das

Göttliche in der Welt. Zugleich aber erfüllte mich tiefe Trauer, daß mir das Wunder solch großer Liebe verschlossen bleibe. Aber ich glaubte bedingungslos an das Glück der beiden.

Nachher habe ich oft an diese Sommernächte zurückgedacht und mich gefragt, worin denn der Reichtum ihrer Stimmung gelegen hat. Sie scheinen mir in der Erinnerung arm an eigenartigen Gedanken und deshalb kann ich auch keine richtigen Worte finden, um ihren Zauber zu übermitteln.

Die beiden waren beinahe gleich alt und heirateten sehr früh. Die Ehe wurde zur Offenbarung ihrer Liebe, die sie vor anderen Menschen gerne zur Schau stellten. Ich war in ihrem Hause häufiger Gast und wurde oft dazu außersehen, Zeuge ihres Glückes zu sein. Sie fühlte sich als Priesterin der wahren, großen Liebe und sprach gerne von den Problemen der Ehe, deren einzige Lösung sie in der großen Liebe fand, die sie mit ihrem Manne verband.

Sie schenkte ihm in rascher Folge drei Kinder. Die milde Fraulichkeit, die an Stelle ihrer Jugendfrische trat, schien das Band zwischen den beiden noch enger zu knüpfen.

Fünf Jahre lang hatte ich Gelegenheit, mich an der Beständigkeit ihres Glückes zu freuen, dann führte mich mein Beruf in das Ausland. Ein Briefwechsel schloß bald ein. Ich hörte lange nichts von ihnen.

Ich kam nach einigen Jahren auf Urlaub nach Hause. Auf der Durchreise hielt ich mich einen Abend lang in Wien auf. War es der warme Sommerabend, ahnt man die Nähe befreundeter Menschen oder dachte ich an die beiden, weil ich

vor einem Wiedersehen mit ihnen stand? Während meine Gedanken bei ihm weilten, stand er plötzlich vor mir in der erleuchteten Praterallee. Er hatte sich wenig verändert. Nur sein Haar hatte einen grauen Schimmer erhalten und sein Blick schien an klarer Tiefe verloren zu haben. Aber er sah an mir anscheinend absichtlich vorbei. An seinem Arm hing ein junges Mädchen.

Befürchtungen und Anteilnahme bedrückten mich, als ich einige Tage später seiner Frau meinen Besuch machte. Ich fand sie indessen beinahe unverändert. Sie erzählte wieder von ihrer Liebe und vielleicht erschienen mir ihre Worte nur deshalb farblos als früher, weil mir die Wiener Begegnung vor Augen stand.

Während sie sprach, ruhten meine Blicke unwillkürlich auf ihren vollen, weißen Frauenarmen. Sie waren schön und edel gebildet. Aber trotzdem verstand ich, daß ihnen der Wettbewerb schlanker, sonnenverbrannter Jungmädchenarme gefährlich werden konnte.

Als ich beim Abschiede sie zu gemeinsamem Besuche eines Konzertes aufforderte, sagte sie mit freundlichem Lächeln:

„Nehmen Sie es nicht übel, wenn ich Ihnen absage. Aber ich erwarte meinen Mann. Sein Beruf zwingt ihn in der letzten Zeit, soviel zu verreisen, daß wir in Monaten kaum für Tage beisammen sind. Jede Stunde, die uns gemeinsam gehört, ist heilig. Deshalb kann ich den Armen nicht der Gefahr aussetzen, daß er mich bei seiner Heimkehr vielleicht nicht findet und auf mich warten muß.“

Bei diesen Worten ahnte ich unklar eine Gefahr, die das Schicksal der beiden Menschen bedrohte.

Sie versuchten, mich nach seiner Heimkehr wieder öfter in ihre Gesellschaft zu ziehen. Der Abend in Wien hatte mir indessen die Unbefangenheit ihnen gegenüber geraubt. So reiste ich ab, ohne

daß die alten Freundschaftsbeziehungen richtig erneuert worden wären.

Ein knappes Jahr später las ich ihre Todesanzeige in einer Zeitung. Bange Ahnungen erfüllten sich, als ich bald darauf einen Brief von ihm erhielt. Ich will diesen Brief hier mitteilen, weil ich glaube, daß er neben manchem Irrtum viele wahre Gedanken enthält. Der Brief lautet so:

„Lieber Freund!

Ich schreibe Dir diesen Abschiedsbrief, weil ich mich irgend jemandem gegenüber aussprechen muß, ehe ich zu dem schreite, was mir zu tun allein übrig bleibt.

Vorher aber muß ich etwas bekennen. Alle großen Worte, die ich jemals über unsere Liebe gesprochen habe, bleiben in alle Ewigkeit wahr und richtig. Die Liebe meiner Frau allein hat meinem Leben Inhalt und Ziel gegeben. Durch sie haben meine Gedanken Tiefe und meine Worte Farbe und Schwung erhalten. Ich verdanke ihr jede glückliche Minute meines Lebens und kann ohne sie das Dasein nicht ertragen, ebenso wie sie grausames Mißverstehen in den Tod getrieben hat.

Unsere Liebe hat unser Leben vernichtet, weil ihr das natürliche Maß gefehlt hat. Sie war in doppelter Hinsicht ohne Maß. Die Liebe meiner Frau war so reich, daß es kein Maß gegeben hätte, sie zu messen. Und meine Liebe war nicht abgemessen. Ich kannte ihr Maß nicht. Deshalb erkannte ich die Gefahren nicht, die uns bedrohten. Weil mir unsere Liebe unendlich schien, schützte ich sie vor den Gefahren des Alltags nicht.

Die Liebe meiner Frau war zu gewaltig und zu feierlich. Ich

fühlte sie im Laufe der Jahre als eine Last. Vielleicht war ich ihrer nicht würdig. Das Übermaß der Liebe trieb mich aus dem Hause. Ich schüchte Reisen vor, um aus der Langweile eines ständig gleichstrahlenden Glückes in die Niederungen des Alltags zu fliehen.

Unsere Liebe war weltfremd, denn sie übersah das Tier im Menschen und verstand nicht die Liebe vom Begehren zu trennen. Zu spät habe ich erkannt, daß die Liebe vom Menschen zum Menschen geht, aber das Begehren von Geschlecht zu Geschlecht. Jetzt ist mir klar geworden, daß ich mein Leben lang in jeder schönen Frau das Geschlecht begehrt habe. Aber meine Liebe hat deshalb immer nur der einen Frau gehört, der ich das Glück meines Lebens verdankte.

Ihrer Liebe jedoch hat diese Erkenntnis gefehlt. Sie baute sich ein phantastisches Schloß in die Wolken und glaubte deshalb ihr Heiligtum geschändet, als sie mein Begehren nach anderen Frauen erkannte. Ein Nichts hat unser Leben zugrunde gerichtet. Im Sinne der bürgerlichen Moral habe ich unsere Ehe niemals gebrochen. Ich habe mit jungen Mädchen geschertzt. Ich habe in ihnen das Geschlecht begehrt und — was vielleicht auch Du niemals verstehen wirst — in ihnen das erste Glück meiner jungen Liebe wieder gefühlt, denn ich empfand in ihnen eher die Jugendliebte, als in der milden Mutter meiner Kinder.

Meine Frau hätte darüber lächelnd hinwegschreiten sollen. Wir hätten beide erkennen müssen, daß dieses Begehren gering und bedeutungslos im Verhältnisse zu

unserer Liebe sei. Mit erkennenden Augen wäre es für mich eine Kleinigkeit gewesen, das Begehren von mir zu weisen. Weil die Geste unserer Liebe verlogen war, konnte sie den Gefahren des Alltags nicht bestehen.

Was nützen aber alle diese Worte. Sie können die Tote nicht mehr erwecken.

Die Kinder wachsen heran. Bald werden ihnen feilnehmende Seelen zutragen, daß ihr Vater ihre Mutter durch sein wüßtes Leben in den Tod getrieben hat. Es wird dadurch ihr Leben vergiftet werden. Der Tod sühnt jedes Verbrechen. So werden sie auch an mich mit zärtlicher Nührung denken können.

Möge es Dir immer gut gehen.“

Eine Geschichte ohne Nutzanwendung

Es wurde mir die nachfolgende Geschichte erzählt, zu der ich keine Nutz-
anwendung zu finden vermag.

Der Held dieser Erzählung lernte in der Schule schlecht. Er war verträumt und unaufmerksam. Er brachte Schulausgaben und schlechte Noten nach Hause. Er wurde von seinem Vater geprügelt und war mit allen anderen davon überzeugt, daß er ein unfähiger Mensch sei, der es niemals zu etwas bringen werde.

Als er 16 Jahre alt war, starb sein Vater. Weil man seine Mutter bedauerte, wurde er in derselben Bank angestellt, an der sein Vater jahrelang gedient hatte. Der Bankdirektor gab nicht viel auf Schulzeugnisse, weil er selbst immer schlechte Noten erhalten hatte. Da außerdem der Vater unseres Helden sich durch Pünktlichkeit und Fleiß berühmt gemacht hatte, nahm man in der Bank von vorneherein an, daß auch unser Held ein brauchbarer Mensch sei.

Bis dahin war er gewöhnt gewesen, mit dem Mißtrauen behandelt zu werden, das man schlechten Schülern entgegenbringt. Infolgedessen, war auch er von seiner Unfähigkeit durchdrungen und zu jeder Leistung unfähig gewesen. Das günstige Vorurteil seiner neuen Umgebung, weckte sein Selbstvertrauen und seinen Ehrgeiz.

Man gab ihm ein Buch, in das er aus einem anderen Buche abschreiben mußte. Er führte dieses Buch mit peinlichster Genauigkeit. Nichts auf der Welt erschien ihm annähernd so wichtig als sein Buch. In der Bank erwarb er sich den Ruf absoluter Verlässlichkeit. Aber dieser Ruhm genügte ihm nicht. Er lernte in seiner freien Zeit Buchführung und die Grundsätze des Bank- und Börsengeschäftes. Er studierte täglich Kurszettel. Bald hatte er den Stand aller wichtigen Papiere im Kopf. Später saß er stundenlang in Kassenhäusern, in denen Winkelsbörsen abgehalten wurden und wußte in Valuten bald besser Bescheid als sein Abteilungsleiter.

Sein Direktor wurde aufmerksam auf ihn. Man kürzte seine Lehrzeit ab. Er stieg von Stufe zu Stufe. In sehr jungen Jahren erhielt er eine einflußreiche Stelle bei der Bank und ein ansehnliches Gehalt.

Er unterstützte seine Mutter und ließ einen Bruder studieren. Er kleidete sich sorgfältig nach der neuesten Mode. Seine Kollegen beneideten ihn. Die Schreibmaschinmädchen bewunderten ihn und ließen sich nicht ungern kleine Vertraulichkeiten von ihm gefallen. Die Welt hielt ihn für einen tüchtigen, jungen Mann. Er selbst war mit sich vollkommen zufrieden.

Nach einigen Jahren trat indessen wieder eine Wendung in seinem Leben ein. Er begann eines Tages zu merken, daß ihm seine mangelhafte Schulbildung

im gesellschaftlichen Leben, das auch zu den Notwendigkeiten eines erfolgreichen Bankmannes gehört, hinderte. Er warf sich deshalb mit der Energie, die ihm nun zu eigen war, auf das früher vernachlässigte Studium. Er lernte Mathematik, Physik, Geographie und Literaturgeschichte, ohne daß dadurch ein Wandel in seinen Lebensgewohnheiten eingetreten wäre. Mit dem Studium aber begann sein Interesse an den allgemeinen Fragen des Lebens wach zu werden. Er las philosophische und volkswirtschaftliche Bücher und begann die Geschehnisse auf ihre Beziehungen zu Gedanken zu prüfen. Er machte auch seine eigene Tätigkeit zum Gegenstande seiner Kritik. An den großen Menschheitsproblemen gemessen dünkte ihm die Kurzdifferenz zwischen Berlin und Zürich mit einem Male belanglos. Früher war ihm sein Tun und damit seine eigene Persönlichkeit außerordentlich wichtig erschienen. Nun verlor beides seine Bedeutung.

Und so kam es, daß er eines Tages die Devise Belgrad und Bukarest verwechselte. Der Sturm ging diesmal noch über ihn hinweg. Aber man merkte in der Bank bald, daß mit ihm etwas nicht mehr richtig sei. Die groben Fehler häuften sich. Man mußte ihn von seinem selbständigen Posten entheben. Sein Gehalt wurde herabgesetzt. Die Kollegen behandelten ihn mit freundlichem Mitleide. Die Schreibmaschinmädchen gingen mit verächtlichem Lächeln an ihm vorbei. Seine Angehörigen machten ihm heftige Vorwürfe. Er brach im Laufe der Zeit jeden Verkehr mit ihnen ab.

In dem Maße, als er sich in das Studium der Geisteswissenschaften vertiefte, versagte er in seinem Berufe.

Er kam in seine Ausgangsstellung zurück und erhielt wieder sein Buch, in das er früher mit so peinlicher Genauigkeit und strengster Verlässlichkeit eingetragen

hatte. Aber ihm erschien diese Arbeit so bedeutungslos neben den Fragen nach dem Sinn des Lebens, daß er sich nicht darauf konzentrieren konnte. Schließlich mußte man ihm auch dieses Buch wegnehmen und ihn zu ganz unwichtigen Schreibarbeiten verwenden.

Er blieb bis an sein Lebensende ein gewöhnlicher Schreiber, ein Sonderling, den manche bedauerten und viele verurteilten.

Er war dabei mit sich ebenso zufrieden, wie früher. Nur nahm er sich und die Welt weniger wichtig.

Die Geschichte eines Ungeborenen

Die einhundertneunundachtzig Leser des „Kleinen Barons“ werden sich erinnern, daß dieser seinen beiden jungen Freunden die Geschichte eines Ungeborenen zu lesen gab. Es ist nunmehr gelungen, die Geschichte in den nachgelassenen Papieren des kleinen Barons aufzufinden. Sie wird mit dem Bemerkten mitgeteilt, daß in dem Verfasser der kleine Baron selbst vermutet wird. Die Geschichte lautet folgendermaßen:

Ich pflege jedes Jahr zu reisen. Ich reise nicht, um Naturschönheiten kennen zu lernen oder große Städte zu sehen, sondern um als fremder Mensch zwischen fremden Menschen zu weilen. Dabei schließe ich oft Bekanntschaften und erfahre mancherlei merkwürdige Geschichten. Eine dieser Geschichten will ich heute erzählen. Bemerkten muß ich nur noch, daß ich immer ohne Regenschirm reise.

Ich weilte eines Tages in einem ganz kleinen Orte, dieser war so klein und unbedeutend, daß es kein gedecktes Mietsfuhrwerk gab, mit dem man bei Regenwetter auf den Bahnhof fahren konnte. Da es tagelang heftig regnete und ich, wie schon erwähnt, niemals einen Schirm bei mir habe, so mußte ich einige Tage lang in dem kleinen Orte bleiben,

Ich machte in dem Wirtshause die Bekanntschaft eines jungen Mannes, der in seinem Aussehen dadurch jedermann auffallen mußte, daß an ihm alles ganz normal und gar nichts absonderlich war. Es wäre unmöglich gewesen, von ihm einen Steckbrief aufzunehmen. Dieser junge Mann erzählte mir über seine Abkunft folgende Geschichte:

Mein Großvater Konrad Meier war mit meiner Großmutter Kristina Welbenhorst verlobt und der Tag ihrer Eheschließung war schon festgelegt. Ja, noch mehr! Sie hatten schon beschlossen, ihren Erstgeborenen Hans Otto zu nennen und auch der Tag der Geburt war schon ausgemacht worden. Da brach einige Tage vor der Hochzeit ein Streit zwischen den beiden aus und sie lösten die Verlobung. Dieses hatte zur Folge, daß Hans Otto nicht zur Welt kam, sondern der Ungeborene wurde. Von diesem, meinem Elter will ich Ihnen nun erzählen.

Mein Urgroßvater Welbenhorst war ein äußerst sparsamer Mann, doch hielt er viel auf althergebrachten Brauch. So hatte er einen Ochsen schlachten und alles für eine Hochzeit von 75 Personen vorbereiten lassen, weil es damals so üblich war. Er erklärte nun meiner Großmutter Kristina, daß er ihr nicht eine zweite Hochzeit geben könne und sie somit unverehelicht bleiben müsse, wenn sie sich mit meinem Großvater Meier nicht noch bis zum festgesetzten Hochzeitstage verfühne. Meine Großmutter Kristina war ein heißblütiges Wesen und wollte nicht eine alte Jungfer werden. Sie kannte aber den starren Sinn ihres Vaters und andererseits haßte sie ihren früheren Verlobten so sehr, daß es ihr unmöglich war, an eine Versöhnung mit diesem überhaupt zu denken. Da sie aber eine rasch entschlossene Person war, fand sie einen Ausweg darin, daß sie meinem Großvater Michael Verbst einen Heiratsantrag

machte, obwohl dieses zu jener Zeit nicht üblich war. Mein Großvater Michael Verbst war ein wohlhabender und kluger Mann. Er hinkte jedoch und war so häßlich, daß kein Mädchen etwas von ihm wissen wollte. Deshalb war er gerne bereit, meine junge, schöne Großmutter Kristina zum Weibe zu nehmen, wenn auch die Werbung und die plötzliche Trauung dem Brauche unserer Stadt nicht entsprach. Ich muß übrigens bemerken, daß die beiden sehr glücklich geworden sind.

Als mein Großvater Meier von dieser neuen Verlobung hörte, glaubte er, daß ihn meine Großmutter Kristina durch diesen Schritt verhöhnen wolle. Deshalb entschloß er sich, gleiches mit gleichem zu vergelten und heiratete an demselben Tage, an dem mein Großvater Verbst und meine Großmutter Kristina Hochzeit feierten, meine Großmutter Josefine Bleierd, die ihn schon seit lange liebte. So kam es, daß die Eltern meines Elter Hans Otto doch zur gleichen Stunde vor dem Altar standen und der Ungeborene als Dreihälftenmensch am 4. Juli 1860 das Licht der Welt erblickte.

Sie werden fragen, wieso der Ungeborene ein Dreihälftenmensch wurde? Darüber muß ich Ihnen eine Erklärung geben. Zu derselben Stunde nämlich als meine Großmutter Kristina einem Knaben das Leben schenkte, der später mein Vater wurde, gebar meine Großmutter Josefine, die ich der Kürze wegen in Zukunft nur Pepi heißen werde, einen Zwilling. Mein Vater erhielt natürlich den Namen Hans, während der Zwilling Otto und Ottilie getauft wurde.

Sie können sich wohl vorstellen, in welcher merkwürdigen Situation der Ungeborene kam. Man sagte ihm, daß es von allen Dingen in der Welt nur zwei Hälften gäbe, während er selbst aus drei Hälften bestand, denn sowohl Hans als

auch Otto und Ottilie enthielten je eine Hälfte von ihm. So kam es, daß er schon in einem Alter, in welchem sonst kleine Kinder fröhlich an ihrem Daumen lutschen, von schweren Sorgen geplagt wurde. Während alle Welt seine Existenzmöglichkeit negierte, litt er an Hunger und Durst oder freute sich des Essens und Trinkens und fühlte also am eigenen Leibe, daß er doch bestand. Diese Sorgen verbitterten sein Gemüt, wenn er auch infolge seines sensationellen Daseins von Jahrmaktbudenbesitzern die schmeichelhaftesten Anträge erhielt. Denn diese versprachen sich von seinem Auftreten den größten Erfolg, weil sich bis dahin noch niemals ein Dreihälftenmensch vor dem Publikum gezeigt hatte. Da der Ungeborene aber wenig auf den Ruhm der Welt gab, so lehnte er diese Anträge alle ab. Er verbitterte zunehmend von Tag zu Tag, obwohl er sich eigentlich hätte sagen müssen, daß die Unlösbarkeit seines mathematischen Problems nicht die Unmöglichkeit seiner Existenz, sondern die Unrichtigkeit des heute in Gebrauch stehenden mathematischen Systems beweise. Es muß deshalb direkt als ein Glück für ihn angesehen werden, daß Otto im Alter von 17 Tagen an einer Arterienverkalkung, die in unserer Familie leider erblich ist, starb.

Damit ist meine Geschichte natürlich noch lange nicht zu Ende, aber ich will Sie nicht länger damit belästigen, denn Sie werden schon längst geahnt haben, daß später Hans Ottilie heiratete und der Ungeborene in mir seine endgültige Vereinigung gefunden hat. Nur eines muß ich noch beifügen. Meine Eltern stießen bei ihren Angehörigen natürlich auf den größten Widerstand, als sie sich ihrer Zusammengehörigkeit bewußt wurden, denn der alte Streit zwischen meinen Großeltern ging noch immer fort. Meine Großeltern hätten wohl auch niemals die Zustimmung

zu der Ehe meiner Eltern gegeben, wenn sich nicht durch einen Zufall herausgestellt hätte, daß die Feindschaft zwischen meinem Großvater Konrad Meier und meiner Großmutter Kristina und die Lösung ihrer Verlobung auf einem Mißverständniß beruhe. Mein Großvater Konrad Meier haßte nämlich die blaue Farbe und hatte seiner Braut verboten, diese Farbe zu tragen. Eines Abends hatte nun meine Großmutter ein lila Kleid an, welches mein Großvater für blau gehalten hatte, woraus die ganze Feindschaft entstanden war. Meine Großmutter Kristina, die bis dahin zu stolz gewesen war, ihr lila Kleid im Sonnenlicht zu

zeigen, gab ihre Starrköpfigkeit auf, als es sich um das Lebensglück ihres einzigen Kindes handelte und klärte alles auf.

Die natürliche Folge war nun, daß sich mein Großvater Meier und meine Großmutter Kristina und ebenso mein Großvater Berbst und meine Großmutter Pepi scheiden und sich in der ursprünglich geplanten Gruppierung neu trauen ließen. Dieses war möglich, da sowieso die Hochzeit meiner Eltern stattfand und also besondere Kosten nicht entstanden. Die Hochzeit meiner Eltern war also mit der Doppelhochzeit meiner Großeltern verbunden und steht deshalb in der Weltgeschichte wohl einzig da.

Gedichte

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Von Karl Bernhard

Die Künstler

O, wie wir blutend unser Haupt, erheben,
die so das Schicksal vor die Wahl gestellt
und uns in dieser grauenvollen Welt
die Lust verlieh nach Dichten und nach Leben.

Denn kaum daß wir dem Taumel uns ergeben,
flammt höherer Drang, der diese Lust vergällt,
doch wenn die Kraft am hohen Werk zerschellt,
brennt heiß der Schmerz um das verlorne Leben.

Ach, eines Sommertages mildes tiefes Leuchten,
wer es vermöchte ganz in ihm zu sein
und weiter keinem Wunsche sich zu weihn!

Doch immer folgen unsere bangen tränenfeuchten
Gedanken jedem weißen Wolkenbild,
dem nach der Ewigkeit das Segel schwillt.

Nachtstück

Tausend Brüder irren jetzt
gleich mir durch verschneite Barke,
und es glüht in ihrem Marke
Leid, das sie ins Dunkel heht.

Aber alle nimmt zuletzt,
wenn wir müde sind, der starke
stille Freund in seine Barke,
die ans andere Ufer seht.

Ach, und doch dies irre Wanken,
Brüder, dieses wilde Fragen:
„Gott, du Gott, was ist mein Los?“

Schwarz und schweigend stehn die schlanken
Stämme, die ins Dunkel ragen,
gleich Gespenstern seelenlos.

Politik und Volkswirtschaft

.....

Politische Rundschau

Minderheitspolitik und Bodenreform

Von Dr. Hans Otto Roth

Hermannstadt, am 5. August 1921.

Die siebenbürgische Bodenreform ist in ihrer endgültigen gesetzlichen Fassung zu einem Werkzeug nationaler Machtpolitik geworden. In Altromänien wurde die Bodenenteignung seinerzeit vom liberalen Minister Duca aus Angst vor dem russischen Bolschewismus begonnen. Dieselben sozialpolitischen Beweggründe waren auch für Averescu und Garoflid entscheidend, solange es sich um die Interessen des alten Königreichs handelte. Jenseits der Grenzen Altromaniens aber hörten alle diese staatsmännischen Erwägungen auf und die Regierung überließ die Entscheidung in der Bodenreform mehr oder weniger den Erwerbsinstinkten der Vertreter des Gedankens der sogenannten „nationalen Wiedervergeltung“. Nur so ist es zu erklären, daß

die Regierung Averescu, die vor einem Jahre mit dem Schlagwort der Unifizierung, der Vereinheitlichung um jeden Preis in die Wahlen gegangen ist, in der wichtigsten sozialpolitischen Frage der Gegenwart den Standpunkt des gefährlichsten Regionalismus eingenommen hat. Die Bodenenteignung bildet an und für sich eine schwere Erschütterung der Grundlagen, auf denen unser Staatswesen aufgebaut ist. Sie erscheint im Lichte der heutigen Zeitentwicklung zwar als eine selbstverständliche und natürliche politische Maßnahme. In Wirklichkeit aber stellt sie eine radikale Umwälzung der fundamentalsten Stütze unserer Staats- und Gesellschaftsordnung, der Unverletzbarkeit des Privateigentums dar. Heute umfaßt diese soziale Reform nur die Beschränkung des Privateigentums an Grund

und Boden. Morgen kann sie bei Anwendung desselben Grundsatzes auch auf die Industrie und den Kapitalbesitz ausgedehnt werden. Wenn also die sozialpolitische Notwendigkeit für eine neue Besitzverteilung besteht, — und sie besteht vor allem für Altromänien ohne allen Zweifel —, so müßte wenigstens bei der Durchführung der Reform die größte Vorsicht beachtet werden. Es ist daher unverantwortlicher Leichtsin gewesen, zuzugeben, daß die Enteignungsgrenze in Siebenbürgen und dem Banat fast viermal tiefer angelegt wurde, als in Altromänien, statt mit 175 mit 50 Joch und auch der Enteignungspreis in Altromänien um ein vielfaches günstiger berechnet wird als bei uns. Die Folge davon ist, daß in den neuen Gebieten nicht nur der Großgrundbesitz, sondern auch der eigentliche Bauernbesitz der Enteignung unterzogen wird. Das ist ein Radikalismus, der in seiner Art unübertroffen dasteht und der vor allem keinerlei sozialpolitische Grundsätze zu seiner Verteidigung anrufen kann. Bodenkommunismus ist er seinem Wesen nach nicht, weil Kommunismus in der vollen Aufhebung des individuellen Besitzes besteht und hier nur eine quantitative Herabminderung des Privateigentums vor sich geht. Andererseits kann auch nicht mehr von einer gesunden Bodenreform gesprochen werden, weil die strenge Beachtung wirtschaftspolitischer Rücksichten vollständig fehlt. Tatsächlich bedeutet die Reform eine heillose Anarchie in den Besitzverhältnissen Siebenbürgens, die schwere wirtschaftspolitische Folgen haben muß und zur Erschütterung des Vertrauens in die Stabilität der Rechtsverhältnisse führen wird. Vor allem frage ich: Kann die in Altromänien begonnene mächtige Bauernbewegung bald ein Ende finden, wenn

ihr die viel weitergehende Grundenteignung in Siebenbürgen neuen Agitationsstoff bietet und die Begehrlichkeit ihrer Anhänger ins Unermeßliche steigert? Es gibt doch nur ein soziales Maß, das man in allen Gebieten eines Landes anwenden kann. Daher befürchte ich ernstlich, daß die Bewegung für die Grundverteilung durch eigene Schuld des Romänentums noch weiter ihren Fortgang nehmen wird. Welche allgemeinpolitische Folgen daraus erwachsen können, läßt sich nicht absehen. Deswegen kann ich auch nicht begreifen, wie die altromänischen Politiker dem Radikalismus der siebenbürgischen Bodenreform zustimmen konnten. Entweder ist ihre Stellungnahme einfach altromänischer Fatalismus — wie er so oft zu beobachten ist —, oder aber waren die altromänischen Politiker nicht in der Lage, den nationalistischen Argumenten ihrer Siebenbürger Kollegen zu widerstehen. Jedenfalls ist es sicher, daß die siebenbürgische Bodenreform, die sich in ihrer Auswirkung fast ausschließlich gegen die völkischen Minderheiten richtet, noch schwere sozialpolitische Folgen in der allgemeinen Grundenteignungsbewegung in Romänien für das Altreich haben wird. Diese unausweichlichen Konsequenzen haben die nationalistischen Bodenreformer und ihre altromänischen Nachbeter nicht im geringsten bedacht.

Vierundneunzig Prozent des zur Enteignung gelangenden Bodens wird nach den Erklärungen des Generaldirektors des obersten Agraraususses, Herrn Cipoianu aus nichtromänischen in romanische Hände übergehen. Diese statistischen Angaben werfen ein scharfes Licht auf die Zusammenhänge zwischen der siebenbürgischen Bodenreform und der allgemeinen Minderheitspolitik. Die Regierung mußte sich von Anfang an vor Augen halten, daß sie mit der Bodenreform zum ersten

Male von sich aus die Minderheitsfrage aufrollte. Es war natürlich niemand so naiv, zu denken, daß sie die Bodenreform wegen ihrer Wirkung auf die völkischen Minderheiten nicht durchführen oder auch nur wesentlich einschränken werde. Aber man mußte annehmen, daß die rumänische Staatspolitik gerade wegen dieser unangenehmen Nebenwirkung streng darauf achten werde, die Bodenreform ausschließlich auf die Verwirklichung allgemein gültiger, rein sozialpolitischer Grundsätze einzustellen und nicht anders zu lösen als in Altromänien. Wäre das geschehen, so hätte die Bodenreform nicht den geringsten Widerspruch bei den Minderheitsvölkern hervorgerufen. Die gegenwärtige Fassung des Gesetzes aber bedeutet einen bewußten Vorstoß gegen den Bodenbesitz unseres Volkes. Wir brauchen die Beweise für diese Feststellung nicht den vielfachen Äußerungen rumänischer Politiker zu entnehmen, denn sie sind in den Bestimmungen des Gesetzes selbst deutlich enthalten. Die unterste Enteignungsgrenze für Hügelland und Ebene ist im Gesetz ausdrücklich mit 100 bzw. 200 Joch festgesetzt. Der Paragraph 9 spielt aber dieses klare Prinzip gleich wieder aus, indem er verfügt, daß für den Fall, als die Bodenbewerber bei der Enteignungsgrenze von 100 bzw. 200 Joch nicht ganz befriedigt werden können, mit der Enteignung bis auf 50 Joch herabzugehen ist. In Wirklichkeit wird also in jeder einzelnen Gemeinde ein anderer sozialpolitischer Grundsatz in Anwendung gebracht. Dieser weite und willkürliche Spielraum bei der Enteignung ist in erster Linie für den vom sächsischen Volk bewohnten sogenannten Königsboden geschaffen worden. Auf unserem Siedlungsgebiet sind keine Adelsgüter und ist kein Totenhandbesitz. Hier ist die Bodenreform tatsächlich schon seit Jahrhunderten durchgeführt. Grund und Boden liegt ausschließlich in Bauern-

händen.

Um so verwunderlicher ist es, daß gerade siebenbürgische Politiker nach der Votierung des Gesetzes die Meinung geäußert haben, daß die Sachsen bei der Bodenreform besonders gut abgeschnitten hätten. Man weiß nicht, ob man diese Äußerung als Zynismus oder bloße Naivität ansehen soll. Tatsächlich habe ich die Empfindung, daß viele Rumänen ehrlich an das Recht der „nationalen Wiedergutmachung“ glauben. Gerade diese Erkenntnis aber ist erschreckend, weil sie für die Zukunft gefährliche politische Perspektiven eröffnet.

Aufgabe unserer Politik wird es sein, eine Revision des Bodenreformgesetzes zu fordern und gegen seine Bestimmungen vor aller Welt Verwahrung einzulegen. Die traurigen Erfahrungen, die wir bei der Behandlung der Frage der Bodenreform gemacht haben, erfüllen uns mit tiefster Verbitterung. Sie haben uns das Vertrauen in die politische Einsicht eines großen Teiles der Siebenbürger Rumänen geraubt, die aus ihrer eigenen Vergangenheit soviel hätten lernen können. Sachliche und vornehme Behandlung der

Minderheitsfrage wäre für sie gleichzeitig auch Treue sich selbst gegenüber gewesen. Die romanische Öffentlichkeit weiß, daß wir uns mit der Bodenreform politisch ohne weiteres abgefunden hätten, wenn unsere wenigen Forderungen, die dem Agrargesetz klare sozialpolitische Prinzipien zugrunde legen wollten,

Berücksichtigung gefunden hätten. An der Entfremdung, die nun eingetreten ist, tragen nicht wir die Schuld. Uns bleibt der Glaube an die durchschlagende Kraft des Gedankens des Minderheitsschutzes, der in den letzten Jahren zu einer politischen Macht in der Welt geworden ist.

Die Wirkung der siebenbürgischen Bodenreform auf die Volkswirtschaft

Von Dr. jur. Wilhelm Klein

Das Gesetz für die Bodenreform in Siebenbürgen ist am 30. Juli d. J. im Amtsblatt erschienen und gleichzeitig in Kraft getreten.

Die parlamentarischen Vertreter des sächsischen Volkes haben dieses Gesetz ebenso, wie unsere Presse, auf das Heftigste bekämpft. Das gewichtigste Mittel in diesem Kampfe — es hat leider die Mehrheit nicht zur Einsicht bringen können — war der Hinweis auf die geradezu zerstörende Wirkung, die eine solche Bodenreform auf das gesamte Wirtschaftsleben Siebenbürgens ausüben müsse.

Nun der Strom der herausgehenden Worte und der großen Gesten einigermaßen vorüber, das Gesetz fertig ist und die Landesväter, die es gemacht haben, in die Ferien gegangen sind, kommt so manchem der Reuejammer. Denn auf die Dauer ist der zersetzende Einfluß der Bodenreform auf die Wirtschaft nicht zu verkennen.

Zunächst der Ackerbau: Nicht nur der Großgrundbesitz, auch der größte Teil des Mittelbesitzes wird zerschlagen werden. Im sächsischen Siedlungsgebiet wird es nach der Durchführung kaum mehr Besitzungen von mehr als 50 Joch (1 Joch = 6400 m²; 1 Hektar = 10.000 m²) geben. Rückgang der Erzeugung von Feldfrüchten ist die unausbleibliche Folge.

Heuer schon wird aus Siebenbürgen nicht ausgeführt, dank der Zwangsverpachtungen, die ein Auftakt zur Bodenreform gewesen sind. Bald wird die Erzeugung kaum mehr für die Erzeuger selbst reichen. Die Städte werden ihren Bedarf im Altreich zusammenkaufen müssen.

Die Viehzucht stand in Siebenbürgen bis zum Einsetzen der Zwangsverpachtungen auf ansehnlicher Höhe. Das Vieh war ein Ausführartikel, mit dem gerechnet werden konnte. Das Bodenreformgesetz verfügt nun die Schaffung von Weiden für die Gemeinden. Jede Gemeinde soll den Überschuß an Weide (der beginnt in der Ebene mit 2 Joch, im Hügelland mit 5 Joch für die Familie) an die weidearme Nachbargemeinde abgeben. Auch die Privatweiden und sogar Privatwiesen sollen für diesen Zweck bis auf 50 Joch herangezogen werden. Die Wirkung ist fast dieselbe, wie beim Ackerbau: Rückgang der Viehzucht und der Erzeugung von Viehprodukten. Es wird in kurzer Zeit nicht mehr notwendig sein, die Viehausfuhr zu verbieten, wenn man will, daß nicht ausgeführt werde.

Die Waldwirtschaft läßt sich im modernen Sinne nur als Großbetrieb denken. Die Ausbeutung von Wäldern erfordert einen sehr großen Apparat,

dessen Kosten sich nur dann lohnen, wenn die Menge des zu verwertenden Holzes entsprechend groß ist. Das Bodenreformgesetz schafft Gemeindewälder von 3—5—7 Joch pro Familie und enteignet zu diesem Zweck Privatwälder bis auf 100 bzw. 200 Joch; sogar die staatlichen Forste sollen, wo es nötig ist, zur Verfügung gestellt werden. Siebenbürgen hat heute noch ungeheuerer Waldbestände. Inwiefern diese einen so ausgiebigen Aderlaß, wie ihn die Bodenreform verordnet, vertragen kann, wird die nächste Zukunft lehren.

Der Handel wird ebenfalls auf das empfindlichste getroffen. Mit Getreide, Vieh, Holz wird nicht mehr viel zu handeln sein. Keine Ausfuhr — große Einfuhr heißt nichts verdienen und viel ausgeben. Dazu kommt noch eine andere Ursache für Verarmung, die ebenfalls mit der Bodenreform verbunden ist. Der Enteignungspreis ist dem Preise von 1913 gleich, steht also mit dem Wert des Bodens im Verhältnis 1 : 10. Für Hutweiden wird sogar nur die Hälfte dieses Preises gezahlt. Der Eigentümer verarmt also und erhält selbst für größere Strecken Landes so wenig Geld, daß sich damit in den seltensten Fällen etwas neues wird anfangen lassen. Der Staat zahlt 50 % des Enteignungspreises selbst und belastet damit die Steuerträger, die so die unproduktivste aller Reformen bezahlen müssen. Der Bodenanwärter zahlt wohl nur verschwindend wenig für den Boden, den er bekommt. Trotzdem lohnt sich ihm seine Arbeit in den meisten Fällen nicht mehr so, wie früher, als er noch Feldarbeiter war. Der Zwergbesitz ernährt den Bauern auch unter normalen Verhältnissen nur kärglich. Der Boden-

beteilte arbeitet unter erschwerenden Umständen: Mangel an Geräten, an Erfahrung usw. Verarmung auf der ganzen Linie.

Die Industrie soll durch das Bodenreformgesetz gefördert werden. So verheißt der § 1 des Gesetzes. Im wesentlichen findet sich aber nur eine einzige Verfügung im Gesetz, die auf Verwirklichung des ausgesprochenen Zweckes hindeutet: Der Staat kann vom enteigneten Grund Boden bis zu 10 Joch zur Einrichtung von industriellen Betrieben mit mindestens 60.000 Lei Betriebskapital verkaufen. Schon diese Zahlen sprechen deutlich genug. Von einer Förderung der Industrie ist gar keine Rede. Im Gegenteil wird sich die Bindung so vieler bisher freier Arbeitskräfte an die unproduktive Arbeit der Zwerglandwirtschaft auch in den vorhandenen Industrieunternehmungen als Mangel fühlbar machen, und jedes neue Unternehmen wird mit dem Arbeitermangel zu kämpfen haben.

Alle diese Wirkungen des Bodenreformgesetzes sind im sächsischen Siedlungsgebiet am stärksten fühlbar. Denn da kommen selbst die wenigen Ausnahmen, die das Gesetz zum Schutz des Mittelbesitzes gestattet, so gut wie gar nicht zur Anwendung. Wo kein Großgrundbesitz ist, dort muß eben der Mittelbesitz heran. So fühlen wir die ganze Wucht des Gesetzes und so leidet die sächsische Wirtschaft am schwersten unter seinen Wirkungen.

Die Verantwortung für die Folgen haben unsere Parlamentarier ausdrücklich abgelehnt. Sie belastet diejenigen, welche dazu beigetragen haben, daß das Gesetz werde. Die Folgen freilich belasten den jungen Staat und seine Bevölkerung selbst.

Kritik des Tages

Der Rausch der Worte. Der Sommer ist da, Feste nahen und in vielen Schreibstuben wird eifrig gerüstet: Aberrumpelungen werden geplant, harte Fachwörter, markige deutsche Worte ad retinendam coronam, aber auch scherzhafte Einfälle in gebundener Sprache, Lob der Frauen und dergleichen.

Gustav Adolf hat unlängst in zehn Kirchenbezirken ein großes Brausen erregt. Einige hundert Reden standen verfaßbereit. Mehr als die Hälfte mußte für bessere Zeiten auf Eis gestellt werden. Manche schon das dritte Mal. Das gibt zu denken. Auch der jüngste Erlaß des Konsistoriums gegen Alkoholfreudigkeit bei Präsentationsfeiern. Hat der Mediascher Konsistorialrat sich die Folgen klar gemacht? Wohin steuern wir?

Nimm dem sächsischen Volksfreund den Alkohol und du benimmst ihm die Lust zum reden. Gut. Weiß aber der Mediascher Konsistorialrat, daß ohne Alkohol auch die Lust zum Zuhören verdunstet? Seß einen stockhagelvollen Landsmann an einem Abend zwanzig Reden vor und er wird dir ohne Wimperzucken mit einer einundzwanzigsten danken. Versuch aber einem nüchternen nach mehreren wohlgelungenen Anschlägen noch zehn Limonaden einzulösen und du wirst was erleben!

Ich frage, wohin steuern wir?

Der „Kronstädter Zeitung“ ist zu entnehmen, daß beim letzten Honterusfestmahl nur vier Reden gehalten werden durften; daß ein Herold über sie verfügte; daß also die große Masse der Redner schon vor dem Treffen kalt gestellt war. Wie muß da den Leuten jeder ungewürzte Bissen gemundet haben? Wie muß die ausgeschlossenen Würzer jeder Bissen gewürzt haben! Ein Mensch geladen bis zum Zerspringen, in jeder Tasche eine Ansprache, der Blick krampfhaft auf jedes Redende gerichtet — plötzlich ein unerbittlicher Herold!

Liebe Landsleute! Wir feiern Feste, um uns zu erheben, um in des Alltags Kampf

und Prosa zuweilen ein wenig Freude zu mischen. Ist es da nicht eine Frechheit, wenn ein unberufener Redner nach dem andern sich erhebt, um uns das Mahl zu würzen, das heißt uns zu wurzen? Es gibt Menschenkinder, die fünfmal aufstehen und Gehör verlangen; fünfmal während eines Festmahles! Du willst mit deinem Tischnachbarn gemütlich plaudern, ein wenig in der allgemeinen Festfreude mitschwimmen; unmöglich. Du mußt hören und anstoßen. Fortwährend umfurren dich wie fette Schweißfliegen die ranzigen Redensarten „ad retinendam coronam“, „Hier stirbt der Deutsche nicht“, „evangelisch-sächsisch“ und „blau und rot“ und „Deutsch sein, heißt Charakter haben“ und „wir Deutschen der Deutschen“ und — wer hat sie noch nicht am Schnürchen? Wer hat das eingeführt?

Es ist Sitte geworden, daß schon bei dem bescheidensten sächsischen Festessen in starrer Reihenfolge zuerst auf den Bischof, dann auf die Landeskirche, dann auf Stadt und Land, dann auf die Gastgeber, dann auf die Frauen und schließlich auf die Bedienung gesprochen wird. Worauf die Würzer sich erheben. Wer hat das eingeführt?

Muß es den Bischof nicht betrüben, wenn er alljährlich hundertmal von Broos bis Draas langweilig gemacht wird? Ist es nicht gefährlich für unsere Landeskirche, wenn ihr alljährlich Tribut geleistet werden muß? Sind sich Stadt und Land noch nicht einig, daß man dieselbe Rede nur jedes dritte Jahr wieder hören kann? Muß man den Gastgeber und die Bedienung für alle Mühe und Plage auch noch strafen? Und schließlich die Frauen, will man sie zur Verzweiflung treiben, jetzt, wo sie anfangen, Rechte nicht nur zu erlangen, sondern auch auszuüben?

Ich frage, wohin steuern wir?

Von Kronstadt kommt frohe Kunde. Vom Konsistorium vielleicht demnächst ein Erlaß, der diese Angelegenheit regelt.

.....

L i t e r a t u r

Prof. Dr. Georg Weis: Das deutsche Gymnasium als die neue höhere Schule. Hermann Beyer und Söhne, Langensalza.

Diese Schrift gibt auf etwas über hundert Seiten ein großzügiges, scharf umrissenes und einleuchtendes Bild von der höheren Schule, die zum neuen deutschen Bildungsideal zu erziehen berufen sein soll. In voller Erkenntnis der furchtbaren Tragik, die das deutsche Volk heute erlebt, verliert der Verfasser den Mut nicht, ein neues einheitliches Ideal aufzustellen, dem das deutsche Volk in einer „deutschen Renaissance“ zustreben soll. Aber nicht ein erträumtes wesenloses Ideal ist dieses, nicht eine bloße Idee, sondern ein praktisch erreichbares Ziel. Nachdem in großen Zügen die bisherigen Bildungsideale durchgesprochen worden, wird gezeigt, daß sich aus den Tendenzen des 19. Jahrhunderts der demokratischen, realistischen und nationalen eine Synthese herstellen läßt, in deren Verfolg „der Typus eines besonderen deutschen Menschen mit einem sicheren Lebensgefühl und nationalem Lebensstil“ entsteht. Der Erziehung zu diesem Typus soll das „deutsche Gymnasium“ dienen, dessen äußere Eigenart darin besteht, daß es als geradlinige Fortsetzung der Volksschule erst an das 8. Schuljahr anschließt und dann in sechs Jahren mit Gabelung nach dem 2. Jahr entweder eine mehr mathematisch-naturwissenschaftliche oder eine das Lateinische aufnehmende philologische Ausbildung (mit einer verbindlichen lebenden Fremdsprache) verleiht. Dabei will es jedoch auch das allgemeine Ziel aller früheren Schulen: Geschichtliches Denken und wissenschaftliches Arbeiten erreichen, doch schöpft es grundsätzlich aus deutschem Kulturgut.

Diese mit Kraft, Frische und praktischen Blick geschriebene Abhandlung besitzt auch für unsere Schulreformfragen große Bedeutung — wenn auch leider mehr nur von theoretischer Art. Denn nicht nur sind wir von Staats wegen auf eine Fremdsprache und manches andere festgelegt, sondern wir können uns auch den Luxus einer neben das humanistische Gymnasium tretenden Schulart für „solche Schüler, deren besondere Begabungsrichtung auf das Praktische geht“ nicht leisten. Aber die Ausführungen des ersten Teiles geben auch uns neue und unerwartete Richtpunkte, denen wir im Rahmen

der gegebenen Verhältnisse folgen können, so daß das Werkchen des durch seine Teilnahme am diesjährigen Ferienhochschulkurs uns persönlich nahe stehenden Verfassers auch hier volle Geltung hat.

Schrifttum und Kritik. Also die zwei jüngsten Dichter des letzten Heftes wenden sich nur der Pflege des Schönheitlichen zu! Nun wissen wir zum mindesten, was „schönheitlich“ heißt. Ich hüte mich selbstverständlich mir nach dieser Richtung ein eigenes Urteil zu erlauben. Was meinen Standpunkt als Anwalt der Konvention anbelangt, kann ich die Novelle: „Der Vater“ immerhin mit einer gewissen Beruhigung aus der Hand geben. Wenn in unserem jungen Dichter in gleicher Weise wie in seinem Geschöpfe die Macht des Aberkommenen über die ehrlichste Absicht die Zunge zu reden, den Sieg davonträgt, dann können wir uns zum Schluß noch die Hand reichen. Was aber die zu meinem Aufsatz von der Schriftleitung gemachten Bemerkungen anbelangt, die sich augenscheinlich an andere Adressen richten, u. a. von einem unproduktiven „Ästhetisieren“ der Kritiker sprechen und nebenbei meine eigene Zustimmung voraussetzen, habe ich noch das Folgende zu bemerken:

Gewiß wird jeder anständig denkende Mensch es ablehnen, wenn man einen anderen verdunkelt, nur um seinen eigenen Geist leuchten zu lassen. Eine andere Frage freilich ist es, ob solch schwerer Vorwurf gegen jemanden aus unseren Reihen tatsächlich erhoben werden kann. Etwas anderes ist es wiederum, wenn jemand die ehrliche Überzeugung hat, daß Schädlinge zu vertilgen sind, ob solches eine produktive Arbeit ist oder nicht. Gerade aus den Kreisen unseres jüngeren Schrifttums und aus Kreisen, die ihm nahestehen, ist bis jetzt gegen die allzuwohlwollende Kritik Stellung genommen worden, die unter uns lange Zeit üblich war. Ich glaube mit Recht. Ich glaube mit Recht wehrt sich ein Schriftsteller, der etwas auf sich hält, dagegen, daß Mittelmäßiges sich breit mache, sich selbst für zielsehend halte und als zielsehend behandelt werde. Ihm selbst wird es ganz angenehm sein, wenn seine Leistungen einer scharfen Kritik unterzogen werden. Wenn das eine und das

andere bei oder trotz dieser scharfen Kritik besteht, kann er das Bewußtsein haben, daß er wirklich etwas geleistet hat. Freilich wird auch der ästhetische Kritiker Ablehnung gelegentlich auf die Gefahr hin aussprechen müssen, daß er den auserlesenen Eckstein verwirft. Die Gefahr wird um so größer sein, ein je größeres Gewicht er in die Waagschale zu werfen hat. Wir wissen es: die Standpunkte sind auch auf diesem Gebiete verschieden. Und da wird es unumgänglich sein, daß der Reiz einer scharfen Kritik manche Blüten erfrieren läßt, die sich sonstwie zur Frucht entsaltet hätte. Doch das ist der Weltlauf. Einzelverluste sind jedenfalls zu buchen. Es kommt darauf an, was vom Standpunkt der Gesamtentwicklung das Gebeßlichere ist. Und da meinen die Vertreter der schärferen Kritik, es sei besser die Einzelverluste in Kauf zu nehmen, als umgekehrt das Edelere unter den Gestrüpp des Unvollkommeneren bekommen zu lassen. Sie glauben dies um so beruhigter verkünden zu können, weil sie der Hoffnung leben, daß sich der größte Teil des Erhaltenswerten trotz der ablehnenden Kritik erhalten wird. Wir wissen es: Schiller einerseits und die Romantiker andererseits haben sich erhalten trotz der Ablehnung, die sie sich gegenseitig zuteil werden ließen. So steht es auch mit der Gefahr, neuerstehende Genies, die Verkünder neuer Werte zu ertöten. Es ist richtig: die Kritiker entstammen meistens der Gilde der Talente, nicht der der Genies. Und die Talente ordnen eben die überkommenen Werte — ästhetische und ethische, je nachdem, auf welchem Gebiete sie tätig sind. Sie sind nun einmal Priester und nicht

Propheten — wenn man will: Zionswächter. Aber eine gedeßliche Kulturentwicklung braucht auch solche. Wie mir scheint — auch die ästhetische. Wenn sich dann Wagner stärker erweist als Hanslik, so ist es gut. Deshalb hat Hanslik doch recht getan, dem eigenen ästhetischen Gewissen zu folgen. Der wirkliche Genius wird stärker sein als das Talent. Aber trotzdem hat auch das Talent seiner Überzeugung zu folgen. Das gilt für alles, was auf ästhetischem oder auf ethischem Gebiete tätig ist. Auf keinen Fall haben olympstürmende Titanen Anspruch auf besorgte Nachsicht. Mutmaßlich würden sie sich eine solche ja auch verbitten. Es geht nicht an, sie als fromme Fridoline der besonderen Huld zu empfehlen.

Dr. K. H.

Hochschülerliederbuch. 3. Aufl. Herausgegeben von Dr. Karl Kurt Klein. W. Krafft Verlag, Hermannstadt.

Eine willkommenene Gabe für die jetzt mehr denn je liederfrohe Jugend: Hochschüler, Gymnasiasten, Wandervögel usw. Und nicht eine am „grünen Tisch“ entstandene Sammlung, sondern voll von lebendigem Volksgut, deutschem und siebenbürgisch-sächsischem, an schönen, wirklich gesungenen Liedern. Auch die Vorrede des kundigen und geschmackvollen Herausgebers sagt es, aber ein Blättern verrät es schon, daß hier an Stelle der alten reinen Fuchseligkeit und Bierromantik jungdeutsches Wesen getreten ist, verkörpert am meisten in Hermann Löns. Druck und Ausstattung loben den Verlag, der damit wieder einmal sein Verständnis für Jugend und Poesie erwiesen hat. —

Theater, Musik und Vortragswesen

Ezernowiger Theater- und Musikleben. (Erstes Halbjahr 1921.) Die eigentliche Theaterspielzeit dieses Winters, die über 300 Aufführungen umfaßte, schloß am 28. Mai, merkwürdigerweise mit einer Erstaufführung von Capus' „Leontinens Ehemännern“, einem Lustspiel, das so recht dazu geschaffen scheint, den Unterschied zwischen Genuß und Vergnügen darzutun. Für das Vergnügen wird nun aber noch weiter gesorgt und speziell die Operettenaufführungen werden mit 3. T. neuengagierten Personal in einem Sommertheater fortgesetzt, offenbar für jene Ezernowiter, die in der Winter-

saison von dieser Gattung noch nicht genug hatten.

Was den zweiten Teil der Spielzeit (von Neujahr an) besonders kennzeichnete, waren die zahlreichen Gastspiele, vielfach sehr andauernd. Am Schluß war fast jede Vorstellung ein Gastspiel, oft traten zwei, gelegentlich sogar drei Gäste gleichzeitig auf. Das hatte das gute, daß die Ezernowiger Theaterbesucher mit einigen bemerkenswerten Bühnenkünstlern bekannt wurden, aber die Spielplanbildung litt entschieden. Einige Gattungen wurden übermäßig gepflegt wie die neuere und ältere Oper italienischen Stils

und die Operette, andere wieder gar nicht oder fast nicht. Von neuerer Literatur wurde hauptsächlich solche vorgeführt, in der das fernelle Problem stark im Vordergrund steht. Der Direktor hat jedenfalls durch das Heranziehen von Gästen und die damit in teilweiseem Zusammenhang stehende Stückwahl gezeigt, daß er die Psyche des Czernowitzer Publikums sehr richtig beurteilt, und unter den gegenwärtigen Umständen ist es für den Bestand des deutschen Theaters hier vielleicht wichtiger, daß alles geschehe, um den Theaterbesuch den Czernowitzern zu einer lieben Gewohnheit zu machen, als sich einseitig auf den Standpunkt der Veredelung des Geschmacks und der Propaganda für das literarisch Wertvolle zu stellen.

Es mußte der Direktion vor allem darum zu tun sein, für schwierigere Sopranpartien hervorragende Gesangskräfte zu erlangen; sie verfügt in diesem Fach fast nur über Fr. Kattner, die ja allerdings z. B. als Tosca eine in jeder Hinsicht überraschend gute Leistung bot. Sie warb also Fr. v. Dečická für ein langes Gastspiel und wir hatten reichlich Gelegenheit, ihre schöne, geschulte Stimme zu bewundern. Vollen Genuß gewährt sie allerdings nur, wo für das Spiel keine besondere Nuance erforderlich ist (z. B. Gilda in Rigoletto), ihr liegt weder die deutsche Naivität des Gretchens (Margarete) noch die französische Sentimentalität der Mimi (Böhème). — Von den weiblichen Operettengästen fesselte Fr. Jolan das Publikum hauptsächlich durch die Pracht des wenigen, was von Toilette noch übrig war; dafür, daß sie das Wunder zuwege bringt, in die triviale Geistlosigkeit ihrer Rollen (Czaradasfürstin, Faschingsee usw.) einen diskreten, feinen, fast vornehm wirkenden Ton hineinzutragen, hatte es im allgemeinen wenig Verständnis. Da hatte Fr. Baum etwas viel robusteres, materielles; man möchte sagen, daß der schrille Klang, der sich in ihren höheren Tönen manchmal unangenehm bemerkbar macht, in ihrem ganzen Wesen liegt. Für neuere Operetten (z. B. Jutta im Hollandweibchen) eignet sie sich entschieden besser als für alte (Boccaccio — Titelrolle, schöne Helena). — Die männlichen Operettengäste H. Melzer, H. Viktora hatten etwas Steifes; sie konnten stimmlich, aber sonst keineswegs den Wettkampf mit den hiesigen Kräften wie H. Göttler, H. Fleischmann aufnehmen.

Den gastierenden Schauspielern im engeren Sinn verdanken wir die Aufführung mancher interessanter und wertvoller Stücke, von denen noch weiter die Rede sein soll; freilich mußten wir auch unglaubliche Schundware in den Kauf nehmen. Ich erwähne nur Garricks „Geständnis“. Man versichert uns, daß diese amerikanische „Sensations-Novität“ in den westlichen Theatern ungezählte Aufführungen erlebe. Das ist denn allerdings ein trauriges Zeichen für den Verfall des Geschmacks. Hat man sonst Theaterstücke für das Kino bearbeitet, so scheint hier umgekehrt ein Filmstück für das Theater hergerichtet zu sein. Das wäre schließlich nicht das Ärgste, wenn es wenigstens mit einigem Geschick geschehen wäre und wenn der Autor es verstanden hätte, für die ganz auf Verblüffung und billigste Kühnheit berechneten Effekte mögliche Menschen und mögliche Verhältnisse zugrunde zu legen. Zwar mag es den Schauspieler reizen, gerade in diese Atmosphäre trivialster Kolportageromane sich selbst als wirkliche Menschen hineinzustellen, aber all die Kunst, mit der das der Gast Fr. Carlson und die hiesigen Schauspieler Herr Dr. Fünk und Fr. Rhonegg versucht haben, wirkt doch nur eben für den Augenblick und läßt die lächerliche Unzulänglichkeit des Nachwerks nur noch stärker hervortreten. Individualitäten, wie sie diese Schauspieler schaffen, könnten eben gar nicht so reden und handeln.

Nun das war ja, Gottlob, eine Ausnahme. Die Gäste haben uns auch andere Stücke gebracht und in anderen Stücken mitgewirkt, auch in „klassischen“. So verdanken wir H. Klitsch eine Aufführung des Egmont. Diese befriedigte nun allerdings nicht ganz, weil offenbar die Zeit gemangelt hatte, das richtige Zusammenspiel der Hauptdarsteller zu erzielen. Namentlich störte gegenüber dem Darsteller der Titelrolle, der sich im guten klassisch-idealistischen Geleise bewegte, die gar zu realistische Auffassung von Fr. Ehre, die im Klärchen zu wenig das schwärmerische Bürgermädchen und zu sehr die naturwüchsige edige Proletarierin hervorkehrte. Dagegen war der Realismus in den Volksszenen sehr am Platz, die auch dank des hervorragenden Spiels der Herren Fleischmann, Kronau und Göttler vortrefflich gelangen. Hatte sich bei Egmont die hiesige Schauspielerschaft dem Gast anzupassen, so war bei einer Aufführung von Minna von

Barnhelm, bei der Fr. Carsten als Franziska und H. Tiller als Werner gastlierten, das umgekehrte der Fall, da das Stück schon vorher mit dem hiesigen Personal gebracht worden war. Und das gelang vorzüglich. Der Kontrast von Fr. Carsten, der das muntere, kecke, etwas aufdringliche Kammerlächchen besonders nahe lag, mit Fr. Ehre, die sich in die nicht leichte Rolle der Minna trefflich hineingelebt hatte — nur war leider ihr Kostüm verfehlt — hatte die volle Wirkung, ebenso der mit dem sonst herzlich unbedeutenden H. Tiller, der ja allerdings darauf eingespielt ist, ihren Gegenpart abzugeben; auch die anderen Rollen waren in guten Händen, besonders Just in denen H. Massarek's, und so zeigte es sich, daß das Stück auch heute noch mehr als bloß literarhistorisches Interesse zu erwecken vermag.

Die modernen Stücke mit dem sexuellen Thema im Mittelpunkt vertraten sehr gut die verschiedenen möglichen Kunstauffassungen. Da haben wir einmal H. Müllers „Flamme“, ein Stück ganz in der alten Form, mit dem üblichen dramatischen Aufbau: Exposition, Konflikt, Umschwung, Katastrophe usw., ohne mythische Deutungen und Unterstreichungen, ein soziales Problem als solches bei den Hörnern passend. Die Bühnheit ist nur inhaltlich: die krasse Vorführung des Dirnenmilieus, die Bordellatmosphäre. Die Grundfrage selbst ist ein schon öfter behandeltes Thema: die Möglichkeit der Rettung des Weibes aus diesem Milieu. So lange der Dichter tatsächlich Geschautes vorführt, läßt sich sein Geschick nicht in Abrede stellen; die zweite Hälfte aber, wo er die Konsequenzen aus den gewählten Voraussetzungen auf Grund seiner Phantasie entwickeln muß, macht völlig den Eindruck des Konstruierten, Unnatürlichen. Hier zeigte das Theater einmal, was es ohne Gäste kann: besonders die Damen Rhonegg, Rapp, Paulmann, Maylor und Herr Fleischmann leisteten Hervorragendes; nur der männliche Hauptdarsteller, H. Massarek, wußte mit seiner Rolle wenig anzufangen. Ein zweites Experiment war die Aufführung von Schnitzlers „Reigen“, eine Verbindung von Realismus und Naturalismus, wie sie selten mit so viel Geist zustande gebracht wurde; die Form des Dramas gesprengt, keine gemeinsame Handlung, sondern Dialoge, die, äußerst getreu und zwanglos der Natur abgelauscht, doch wieder durch die Art ihrer Verkettung eine

neue Art der Stilisierung darstellen. Eine wunderbar gelungene Wiedergabe der wienischen Auffassung des Sexuallebens: von Leidenschaft ist nichts zu bemerken; nicht Liebe, auch nicht übermäßige Sinnlichkeit zieht die Geschlechter zueinander, sondern Vergnügungs- und Genußsucht, Neugier, Gewohnheit, Eitelkeit. Fr. Rapp und die Herren Fleischmann, Massarek, Bartelmus haben viel zum Gelingen des Wagnisses beigetragen, vor allem aber hat Fr. Carsten zweimal in verschiedenen Rollen in diesem „Reigen“ mitgetanzt und dadurch die Nuancenfähigkeit ihres Spiels so Recht vor Augen geführt; man kam dabei auf die Idee, daß es ein ganz feines Bravourstückchen wäre, wenn alle Rollen nur von einem einzigen Paar Schauspielern zur Darstellung gebracht würden. Der Grundgedanke des Stückes würde dadurch besonders kräftig unterstrichen. Daß ein Grundgedanke darin ist, unterscheidet dieses Stück am stärksten von einem dritten, das uns geboten wurde: Wedekinds „Schloß Wetterstein“. Auch hier voller Naturalismus, aber merkwürdigerweise kaum eine Spur von Realismus. Die dramatische Form ist in ähnlicher Weise gesprengt wie beim Reigen, wenn das auch äußerlich nicht gleich zu erkennen ist. Jeder der drei Akte ist ein besonderer Vorwurf, sie sind nur teilweise durch die Gleichheit der Personen verbunden, ferner dadurch, daß die Handlung des folgenden Aktes die des vorhergehenden voraussetzt — bei Schnitzler ist letztere Verbindung freilich nicht vorhanden, dafür aber die Einheit der Idee, die die losen Szenen viel kräftiger zusammenhält. Wedekind ist kein Beobachter wie Schnitzler, sondern ein Phantast: so steht denn Schloß Wetterstein als Kunstwerk bedeutend tiefer, als Dichtung viel höher als der Reigen. Wedekinds Erotik fehlt ebenso wie der Schnitzlers die Liebe und eigentlich auch die Leidenschaft, sie setzt sich sonderbar aus Sinnlichkeit und perversen Nervenkitzel und gemeiner Gewinnsucht zusammen. Aus einer Person seines Stückes, Effie, kristallisierte sich durch das temperamentvoll durchlebte Spiel von Fr. Rhonegg eine überaus interessante Person heraus — leider verhinderte die schlechte Akustik des Musikvereinssaales, in dem immer gespielt werden muß, wenn romantische Truppen das Stadttheater okkupieren, die zarteren Nuancen ihrer Sprechweise zu würdigen. — Die

Schlüßzene wurde sehr durch das monotone, übertriebene Spiel beeinträchtigt, durch das ihr Partner, der Gast H. Werner-Kahle, den brutalen Nabob wiedergeben zu müssen glaubte. H. Werner-Kahle hat etwas ungemein Liebenswürdigen, Sicheres, Wirkungsvolles in seinem Spiel, wenn er konventionelle Typen der alten dramatischen Richtung verkörpert, z. B. als Dr. Gehring im „Herrn Senator“. Im Schloß Wetterstein, ferner in Arzibaschew's „Spiel der Leidenschaft“ handelte es sich aber darum, den modernen Typus eines hemmungslosen, raubtierartigen Gewaltmenschen zu verkörpern, der eben durch sein Kraftmenschen-tum auf die Frauenwelt verführend wirkt. Im übrigen sind die beiden Rollen sehr verschieden: der Nabob ist der blasferte, kaltblütige Zyniker, der, weil ihn das Leben langweilt und ekelt, noch auf eine möglichst raffinierte, nerventzehlende Weise den Abschluß herbeiführen will. Ihm ist sehr gleichgültig, was die Welt von ihm denkt. Im Spiel der Leidenschaft dagegen ist Boris der wenig wählerische Barbar, der nur danach verlangt, alle Genüsse zu kosten, der sich bei diesem Verlangen bis zur Siedehitze erwärmt und die Frauen mit dieser Hitze ansteckt, der die Gewalttätigkeit erst für den geeigneten Moment als Trumph aufhebt. Bei seiner Leidenschaftlichkeit spielt die Eitelkeit eine große Rolle; er ist von der Meinung der Welt so abhängig, daß er den Gedanken an eigene Hahnreißchaft absolut nicht vertragen kann. H. Werner-Kahle spielt nun diese zwei so verschiedenen Figuren durchaus in der gleichen Weise, mit denselben lächerlichen Gesten, mit denselben glucksenden, tierischen Lauten, mit derselben Mimik der vollständigen Ungeistigkeit — mit einem Wort so abstoßend, daß nur ganz pervers veranlagte weibliche Naturen wirklich fasziniert werden können, etwa solche, die in sich auch den Drang fühlen würden, sich an Neger oder gar an Tiere hinzugeben. Männer, wie die W.-K. darstellt, mag es ja geben und es gehört gewiß eine besondere Kunst und eingehendes Studium dazu, sie auf der Bühne darzustellen. Aber weder Wedekind noch Arzibaschew haben sich ihre Helden so vorgestellt, letzterer schon ganz gewiß nicht. Im übrigen hat uns also das „Spiel der Leidenschaft“ das erotische Thema durch ein ausländisches, speziell russisches Schlaglicht beleuchtet; der Eindruck war kein sehr erquick-

licher. Die Figur des Boris, von H. Werner-Kahle in der erwähnten Weise wiedergegeben, beherrschte das Drama zu stark; die hiesigen Schauspieler — etwa mit Ausnahme des Dr. York in der mehr internationalen Episodenrolle als Arzt — fanden sich in dem fremden Milieu nicht gut zurecht, konnten auch keine richtige Fühlung mit der Hauptperson finden. Der echt slawische Gegensatz des Instinktiven, Leichtlebigen, Festigen in der Affektsphäre der Psyche mit dem Schwerblütigen, Verträumten, Unenergischen in der Willenssphäre kam nicht zum Ausdruck. — Viel weniger bemerkenswert als alle diese Stücke, die dem Problem doch irgend eine neue Seite abzugewinnen suchen, waren Sudermann's „Raschoffs“, die zur Auffrischung in das bekannte Sudermannsche Milieu und seine ebenso bekannte Theater-mache einmal die Hauptgestalt und eine der Situationen von Wedekind's Erdgeist einmengen. Die Rollen waren — ohne Zuhilfenahme eines Gastes — sehr gut besetzt, besonders H. Holger spielte unübertrefflich den alten Rittergutsbesitzer; all dies vermochte aber kaum das Interesse an dem Stück zu heben.

Abgesehen von diesem letzten wirken alle diese Stücke anregend, stimmen nachdenklich, in der jetzigen Zeit, wo die jahrhundertalte Grundlage der sozialen Regelung des sexuellen Lebens in hohlen Kreisen ins Wanken gerät und sich weithin das Bedürfnis nach der Abschaffung alten Zwanges und der Einführung neuer Formen fühlbar macht. Vollen künstlerischen Genuß aber gewährte von allen Stücken dieses Inhaltes nur eines, dessen Besprechung ich mir zum Schluß aufgespart habe, zugleich ein Glanzpunkt der heurigen Theateraison: A. Wildgans' „Liebe“, von Kltisch hergebracht. In dieser Dichtung ist der Naturalismus Schnitzlers und Wedekind's glücklich überwunden. Sie zeigt, daß man über aktuelle erotische Themen auch in jener stillvollen Gebundenheit schreiben kann, ohne die ein feines künstlerisches Formgefühl nie befriedigt sein kann. Zu Wedekind besonders ist der Gegensatz vollkommen. Von seiner krassen Phantastik kommen wir zur Beobachtung des normalen Lebens zurück. Handlung und Figuren sind Typen, wie sie uns der Alltag bringt, nicht extreme Ausnahmefälle, nur eventuell unter bestimmten Voraussetzungen vorstellbar, aber doch immer wie Ausgeburten eines Dichterbirns anmutend. Wollte man Wildgans' Stück irgend-

wo einreihen, so gehörte es in die Rubrik „stilisierter Realismus“, in die so viel Großes und Schönes in der Kunst unterzubringen ist. Und doch zeigt sich in der Art des Beobachtens und Formens die Selbständigkeit des wahren Künstlers, in der Stärke des Miterlebens seine Größe. Bei ihm kommt das Thema Erotik noch reiner und ungemischter zur Darstellung als in den früher besprochenen Stücken, jene Seelentriebe, die sich so häufig ins Sexuelle einmischen: Eitelkeit, Gewinnsucht usw. sind ausgeschaltet. Aber auch von den eigentlichen Elementen der Erotik fehlt wie bei Schnitzler echt wienerisch die Leidenschaft; zwischen den beiden andern aber, Liebe und Sinnlichkeit, kommt es zum Konflikt: endlich zu einem wirklichen dramatischen Konflikt. Und dieser Konflikt bildet eben das Grundmotiv des Stückes. Die männliche Hauptperson, die diesen Konflikt in sich auszufechten hat, wurde von H. Klitsch selbst wundervoll verkörpert. Klitsch wurzelt ja noch stark in der alten deklamatorisch-pathetischen Schauspielerschule; hier aber hat er Lebensnachahmung gerade mit so viel Formgefühl und Schönheit der Diktion durchsetzt, als dem Stil des Dichtwerkes entsprach, ohne jede Künsterei, ohne jemals steif oder theatralisch zu wirken. Fr. Ehre als seine Gegenspielerin hat sich völlig in die Situation hineingefunden und sich seiner Spielweise vorzüglich angepaßt. Die Nebenrollen, die größeren Realismus vertragen oder sogar fordern, wurden ebenfalls richtig erfaßt. Herr Holger als der Freund, der aus der Ferne heimkehrt und dadurch den chronischen Konflikt in einen akuten verwandelt — ohne diesen abgenützten Theaterhebel kommt leider auch Wildgans nicht aus —, Fr. Maylor in einer Mutterrolle, Fr. Rhonegg als besseres Freudenmädchen, Herr Dr. Nork als greiser Bordellbesucher, Fr. Paulmann hier wie in der Flamme unübertrefflich als Bordellwirtin. —

Daß aber die Czernowitzer Schauspielerschaft auch ohne erotischen Ritzel auf das Publikum eine starke Wirkung ausüben kann, das bewies die Aufführung von Jensen „Volksfeind“, bei der wieder vor allem das tabellose Zusammenspiel aller Schauspieler hervorzuheben ist. Herr Direktor Popp selbst spielte den Baderarzt Stockmann mit mächtiger, schlichter Eindringlichkeit, Herr Dr. Nork seinen Bruder und Gegenpart, den Bürgermeister Stockmann, mit einer diskreten Spur

von Rarrifizierung, gerade so viel als nötig, um durch den Kontrast mit dieser typischen Autoritätsperson den heiligen Ernst, die innere Würde des Gegenspielers deutlich hervortreten zu lassen. Von den Nebenrollen sei Fr. Ehre als Petra, Herr Dr. Fünf als Thomsen, Herr Kronau als Niels Morse lobend erwähnt. Nur das „Volk“ in der Volksszene des 4. Aktes und die Kinder ließen manches zu wünschen übrig; aber für derartige Rollen haben ja auch die größten Theater selten genügend geschultes Material zur Verfügung. Mag an der mächtigen Wirkung auf das Publikum die andauernde große Aktualität des Stückes den Hauptanteil haben, so ist doch zu bedenken, daß diese Aktualität ohne die vorzügliche lebensvolle Wiedergabe durch die Schauspieler und namentlich den Hauptdarsteller nicht so deutlich zu Bewußtsein gekommen wäre. Jedenfalls bedauert man sehr, daß Herr Direktor Popp sich selbst so selten Gelegenheit gibt, aufzutreten. Er spielte nur noch in zwei anderen Stücken: in Schönherr's „Erde“ stellte er den alten Bauern Gruz überaus wirkungsvoll und naturwüchsig dar. Aber im ganzen läßt sich von dieser Aufführung fast daselbe sagen wie von der des „Spiels der Leidenschaft“: die Schauspieler fühlten sich in dem ihnen gar zu fremden Milieu nicht recht wohl. Ja vielleicht ist es dem Bühnenkünstler noch schwerer, sich in die sozial weit abstehenden Schichten hineinzuversetzen, als in die mehr örtlich und national verschiedenen. Schönherr selbst, der in diesem Stück das tirolische Gebirgsbauernmilieu nicht wie in seinen meisten anderen als eine bloße Einkleidung für allgemein-menschliche Verhältnisse gewählt hat, sondern es selbst in seiner charakteristischen Eigenart widerspiegeln will und dadurch eine besonders getreue Wiedergabe hätte anstreben sollen, hat zwar die Grundzüge sehr richtig und eindringlich herausgearbeitet, aber in Kleinigkeiten öfter daneben gegriffen. Ungefähr daselbe läßt sich auch von den Darstellern sagen. Herr Popp und Frau Brodowska, die die schwierigsten Aufgaben zu bewältigen hatten und ihrer im ganzen Herr geworden sind, sind doch in unbewachten Augenblicken, mit ihren Gesten, mit dem Tonfalle usw. aus der Bauernrolle herausgefallen, Frau Brodowska sogar zuweilen in recht störender Weise. Zum Teil mit verwandter Auffassung wie den Bauern Gruz gab Herr Popp die Titelrolle eines

romänischen Stückes, des „Atim“ von V. Ef-
timiu, dessen Zweck und Verdienst noch aus-
schliesslicher als bei der „Erde“ Milieu-
schilderung ist, nämlich Schilderung des
Lebens an einem russischen Gutshof. Bei
diesem Stück sind nun die Schwierigkeiten
der Darstellung eines so fremdartigen Milieus
durch ein ganz besonders sorgfältiges Studium
völlig überwunden worden. Durch die glän-
zende Regie und tadelloses Spiel aller Schau-
spieler geschah alles Menschenmögliche, um
dem Zuschauer die Enttäuschungen, die durch
die dramatische Leere des Stückes hervor-
gerufen werden, minder fühlbar zu machen.
Gewiß ist es ja sehr wünschenswert, das
Publikum des deutschen Theaters von Ezer-
nowitz mit der romänischen dramatischen Li-
teratur vertraut zu machen; aber zu diesem
Zweck hätte es viel geeignetere Stücke gegeben.

Neben der „Liebe“ und dem „Volksfeind“,
den Höhepunkten unter den Aufführungen
ernster Stücke, wäre als Höhepunkt des Ro-
mischen eine Kindervorstellung zu nennen:
„Max und Moritz“, in einer Bearbeitung
von Günther, die Busch's Buch geschickt dra-
matisiert; sich möglichst eng daran anschließt,
die Verse möglichst beibehält und dadurch
einen guten Teil des Humors rettet. Das
Stück gab Herr Götter und Frau Frauner
Gelegenheit, ihren göttlichen Übermut in viel
adäquateren Formen ausströmen zu lassen,
als die zahlreichen Operetten, von denen
einige ohne sie ja allerdings zum Verzweifeln
langweilig gewesen wären, z. B. „Die blaue
Mazur“. Die Unterhaltung bei Max und
Moritz war aber auch größer als bei den
sog. Lustspielen und Schwänken, die auf-
geführt wurden, selbst wenn man von so miß-
ratenen Produkten wie dem langweiligen
Berliner Schwank „Zwei glückliche Tage“
von Schönthan und Radelburg oder dem
gänzlich uninteressanten jüdisch-wienerischen
Milieustück „Prokurist Boldi“ von Fried-
mann und Nerz absteht.

Im ganzen läßt sich von der abgelaufenen
Theaterfaison sagen, daß der Direktor das
kluge Rezept seines Berufskollegen in Goethes
Faust „Wer vieles bringt, wird manchem
etwas bringen“ recht getreu befolgt hat.
Und das „Etwas“, das denjenigen zufiel,
die im Theater auch heutzutage noch Schönheit
und Erhebung und inneres Erleben suchen,
wurde gut und würdig gebracht und so
können sie sehr zufrieden sein.

Vom Ezernowitzer Musikleben ist zunächst
das traurige Faktum zu berichten, daß die
Gründung eines ständigen großen Sym-
phonie-Orchesters offenbar mißlungen ist.
Das erste vielversprechende Konzert, von dem
im vorigen Bericht die Rede war, fand keine
Fortsetzung. Dagegen gab das Theateror-
chester drei „populäre“ Symphoniekonzerte,
bei denen es sich, nicht ohne Erfolg, auch
an Beethovens Eroica und Brahms 1. Sym-
phonie heranwagte. Sehr gut brachte es
unter H. Hellmanns Leitung vor der er-
wähnten Aufführung von Egmont die Beet-
hovensche Ouvertüre; viel besser als einige
Monate später, wo es sie als „verstärktes
Theaterorchester“ unter R. Bellas Leitung
als Einleitung zu einem noch zu besprechenden
Chorkonzert ausführte; dieses zweite Mal
waren die Sempis zum Teil unrichtig ge-
wählt, die begleitenden Instrumente viel
weniger genau in der Ausführung.

Konzerte sind auch ja sonst vielfach ge-
geben worden, nur zeigt man bei der Zu-
sammenstellung des Programmes in Ezer-
nowitz nicht gerade eine glückliche Hand.
Wenn nicht in jeder Beziehung Vorzügliches
geboten werden kann, und es sich nicht um
Orchesterkonzerte handelt, wo die reiche Ab-
wechslung der Klangwirkungen an und für
sich die Abspannung hintanhält, so empfiehlt
sich eine gewisse gut berechnete Buntheit des
Spielplans. Für die Nerven der überaus
geplagten Intellektuellen, die ja hier haupt-
sächlich als Konzertpublikum in Betracht
kommen, wirkt es zu ermüdend, nach an-
strengender Tagesarbeit einen ganzen Abend
z. B. nur Kammermusik oder nur Vorträge
eines einzelnen Sängers oder aber nur Kom-
positionen eines hiesigen — wenn auch noch
so begabten — Komponisten anzuhören. Die
Konzerte, wo sich z. B. Kammermusik und
Gesangsvorführungen ablösten, waren nur
sehr vereinzelt.

Von den einzelnen Vorführungen kann
nur einiges besonders Bemerkenswertes er-
wähnt werden. Handels A-Dur-Sonate
und mehrere Stücke von J. S. Bach wurden
von dem großen romänischen Geigenvirtuosen
G. Enescu, der hier drei Konzerte gab,
meisterhaft gespielt. Von Beethoven führten
uns die Herren Schläter, Wachtel, Storfer,
Duzinkiewitz das Streichquartett in E-Moll
(Op. 59/2), die Herren Adler, Lerchenfeld,
Lorber das Trio in B-Dur (Op. 96) vor.
Verschiedene Lieder von Schubert, Löwe,

Schumann, H. Wolf, Rich. Strauß usw. trug in mehrfachen Konzerten der Baritonist H. Wrana vor, dessen gute Leistungen (z. B. als Rigolotto, als Fassbinder in *Vocacaccio*) wir auch im Theater schätzen lernten. Seine Stimme hat einen schönen, vollen Klang und namentlich verfügt er oft über ein entzückend zartes Piano. Nur ist er nicht immer gleich disponiert und wenn er schlecht disponiert ist, leidet häufig die Reinheit des Einsatzes.

Die beiden Czernowitzer Gesangvereine (Frauengesangverein und Männergesangverein) führten unter H. Horners Leitung das Paulus-Oratorium von Mendelssohn auf. Die Chöre waren gut einstudiert, aber das Orchester war diesmal keineswegs auf seiner Höhe. Von den Solosängern boten Frau Strzelbicki-Tellmann als Altistin und wieder Herr Wrana hervorragende Leistungen, der Tenorist aber versagte völlig. Seitdem Herr

Bella die Leitung übernommen hat, ist neuer Eifer in diese Gesangvereine gekommen. Man konnte sich darüber in jenem Konzert Rechenschaft geben, daß durch die etwas verunglückte Egnont-Ouvertüre eingeleitet wurde. Was nämlich sonst gebracht wurde, war durchaus erfreulich und wir lernten den Dirigenten auch als phantasievollen Komponisten würdigen. Besonders dankenswert war die tadellose Darbietung der wundervollen Rhapsodie von Brahms („Über abseits, wer ist's...“) und der herrlichen Kantate von J. S. Bach („Wer mich liebt“). Die Gesangsoli waren teils glänzend, teils doch ausreichend besetzt. Herr Bella pflegt auch das Volkslied. Bei Gelegenheit einer Sommerliedertafel des Männergesangvereins wurden einige Chorbearbeitungen tadellos vorgetragen, besonders flott „Der Edelmann im Habersack“ in einer Bearbeitung von Wohlgemuth.

Hg.

Bildende Kunst

Fritz Kimm. Wer die hagere Erscheinung mit dem übermäßig schmalen germanischen Langschädel je gesehen hat, wird kaum den Eindruck bekommen haben, daß er es mit einem unserer künstlerisch Begabtesten zu tun hat.

Doch wer Gelegenheit hatte, die Schwelle seines Ateliers zu überschreiten, dem muß es notgedrungen zum Bewußtsein gekommen sein, daß hier eine Hand am Werke ist, die weit über dem Alltäglichen steht, die sich ansieht, mit ruhiger Selbstverständlichkeit die Vergänglichkeit abzutreiben.

Kimm ist noch jung, kaum über dreißig Jahre alt. Doch seine Arbeiten tragen die Reife eines reichen Menschenalters in sich, und sind berechtigt, selbst in der großen Welt Beachtung zu finden.

Kimm ist Zeichner und Maler, aber in erster Reihe Zeichner, obwohl sein Malertum auch ausreichen würde, um den Verdunkel, der ihm so wenig anhaftet, bei andern riesengroß zu züchten.

So außergewöhnlich wie seine äußere Erscheinung, ist auch sein Entwicklungsgang.

Schon als Kind läßt seine Begabung für die bildende Kunst über seine Bestimmung keinen Zweifel aufkommen.

Sein Künstlertum ist eine gerade Linie, jäh und stark im Aufstieg, und absolut folgerichtig in ihrer Bewegung.

Drei Preise bekam er als junger Ak-

demiker in Budapest in einem Jahr, im März 1914 den Nadányiné-Preis der Akademie, im Mai desselben Jahres den Harányi-Preis, und im Juni ebenfalls 1914 für einen großen liegenden Akt das Staatsstipendium.

Nach einer Zeit scheinbaren Stillstandes hat ihn nun die Flut wieder hochgetragen.

Hätte das Ausland Gelegenheit Einblick in diese Begabung zu tun, in der die künstlerische Kraft und die Fähigkeit der Jugend mit winkender Vollenbung sich eint, wir hätten nicht nötig für sie eine Lanze zu brechen.

Zweckbewußt hat Kimm auf die Auflösung alles Flächenhaften in das Lineare hingearbeitet, ausdauernd alles Körperhafte seciert, um das Skelett freizulegen, und die Zusammenschmelzung der Erscheinung zu einzelnen lebengebenden Linien zu erreichen.

In seinen Zeichnungen ist alles auf die große Linie angelegt, auf die große Kontur, auf die Struktur aufeinanderstoßender großer Flächen, deren zurückhaltende Einfachheit beinahe asketisch wirkt.

Mit schlichter Sachlichkeit, strenger Arbeit, rücksichtsloser Ehrlichkeit und eisernem Willen sind seine Figuren über das Niveau des Durchschnittes hinausgewachsen.

Die Großzügigkeit der Auffassung, die gedrängte feierlich-straße Reinheit der Linienführung, die beinahe absolute Be-

herrschaft der Form in der betonten nahezu reiflos gelösten Vereinfachung und starken Charakteristik, diese seine Qualitäten haben bei uns noch wenig Vertreter gefunden und sind auch in der großen Welt nicht alltäglich.

Geistesverwandt mit der priesterlichen Schönheit schweizerischer Schöpfungen, liegt in seinen Arbeiten der starke Glaube, daß in seiner Entwicklung die Verheißung liegt.

Dr. Alfred Witting.

Vereine

„Alt-Hermannstadt“. Eine Ausstellung veranstaltet vom Frauenverein zur Unterstützung der ev. Mädchenschule im Rahmen der Festveranstaltungen anlässlich der deutschen Ferienhochschulkurse in Hermannstadt. Unsere Frauenvereine haben von jeher das Recht usurpiert in die verschiedensten Gebiete bei uns bestehender kultureller Fachvereine einzugreifen und ihre Veranstaltungen nach dem Geschmack des größeren Publikums einzurichten, sei es nun auf dem Gebiete der Musik, des Theaters oder sonst einer Kunst. Die Unbekümmertheit, mit der dies geschah, hat immer die Nachsicht gefunden, die Veranstaltungen verdienen, deren Zweck ein durchaus guter ist, auch bei den Trägern der ernststen Ideen, denen unsere erwähnten kulturellen Fachvereine dienen. Diese Nachsicht ist dem Mädchenschulfrauenverein auch bei dieser couragierten Exkursion auf das Gebiet der Geschichte, Kultur- und Kunstgeschichte um so sicherer, als die Ausstellung in guter, geschmackvoller Anordnung manch ein Licht auf die Vergangenheit Hermannstadts fallen läßt. Meist nur auf das, was wir die gute alte Zeit nennen. Es wäre nicht unnützlich gewesen, auch an die Schattenseiten des alten Hermannstadt zu erinnern, das würde manchem helfen, die Gegenwart leichter zu tragen. Am wertvollsten und am richtigsten im Geiste des Titels dieser Ausstellung sind die alten Stadtpläne und Stadtbilder und die alten Bürgertrachten, sowie einzelne der ausgestellten Porträts, soweit sie für das Leben der Stadt bedeutende Persönlichkeiten darstellen. Dagegen wird der dem alten Hermannstadt nicht mehr ganz nahe stehende Besucher schwer verstehen, welche Bedeutung es für die Stadt hatte, daß der Bräuhauspächter X oder der Verpflegsverwalter Y am „Brand“ oder „heftiger Gedärmentzündung“ verchieden ist und der Sparfahndirektor Z so oft bei den großen Herrn

seiner Zeit eingeladen war. — Der schönste Teil der Ausstellung „Alt-Hermannstadt“ aber verdient den Titel „Alt-Wien“. Es ist das die im Prüfungssaale untergebrachte, mit besonders glücklicher Hand (Fräulein Anni Rosenauer) angeordnete Ausstellung feiner alter Möbel vom Barock bis zum Biedermeier. Das ist nun ein schlagender Beweis für das althermannstädtler Kulturgefühl, daß altwiener Geschmack sich hier so weit durchsetzen konnte, wie das die hier ausgestellten Tabernakelkästen, Sekretäre, Tische und Stuhlgarnituren zeigen. (Eine Ausnahme bilden bloß die mit Muscheln gezierten Stuhlmöbel. Verbürgerlichter Stil der Königin Anna von England, der zu uns wahrscheinlich aus Norddeutschland seinen Weg gefunden hat.) Einen Gipfelpunkt des handwerklichen Könnens stellt der große Sekretär (etwa 1830) an der schmalen Rückwand des Saales dar mit seiner schweren, fast steinern wirkenden Architektur und mit der Menge und Verschiedenheit seines sorgfältig verwendeten unerreicht schönen, seltenen Furnierholzes. Einen Gipfelpunkt des kunstgewerblichen Könnens und feinen Geschmacks aber sehe ich in dem äußerlich unscheinbaren Schreibtisch am letzten Fenster des Saales vom Ausgang der Japszeit oder Anfang der Empire. Hier sind tadellos, schöne Verhältnisse, ruhige, reine Linien nur durch das edle Elbenufurnier gehoben. Ein Stück, von dem sich der Kenner schwer Loosreihen kann. Seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts ist das Gefühl für diese Feinheit des Stiles immer mehr verloren gegangen, die Sehnsucht nach ihr ist aber wieder wach, gefunden haben wir sie noch nicht. Wenn diese Ausstellung nur ein bißchen dazu verhilft, dann hat sie mehr erreicht als ihre Veranstalter beabsichtigt haben, dann hat sie auch Wert für die Hochschulkurse vom Gesichtspunkte deren niveaubehobender Tendenz. V. K.